
Wie man uns das Sterben beibrachte
Ein Volk
Ein Reich
Ein Führer
AXEL PANZER

Аксель Панцер

Wie man uns das Sterben beibrachte

https://litres.ru/74651722
SelfPub; 2026

Аннотация

Frühjahr 1945. Der fünfzehnjährige Matthias Krüger, Mitglied der Hitlerjugend, ist bereit, für Deutschland zu sterben. Verwundet und mit einer letzten Granate in der Hand erwartet er von den sowjetischen Soldaten nur Hass und Rache. Doch einer von ihnen spricht Deutsch und zitiert Goethe.

Für Matthias beginnt ein anderer Krieg – gegen die Überzeugungen, mit denen er aufgewachsen ist. Was ist Vaterland? Wo endet Pflicht und wo beginnt Schuld? Und wie lebt man weiter, wenn man erkennt, dass Erwachsene Kinder zum Sterben erzogen haben?

Wie man uns das Sterben beibrachte ist ein historisch-psychologischer Roman über Propaganda, Verantwortung, Erinnerung und den Mut, selbst zu denken – und sich für das Leben zu entscheiden.

Аксель Панцер
Wie man uns das Sterben beibrachte

AXEL PANZER

WIE MAN UNS DAS STERBEN BEIBRACHTE

Roman

2026

Kapitel 1. Allein

Am 27. April 1945 war gegen Mittag klar, dass in dem Haus an der Kreuzung noch jemand zurückgeblieben war. Der vierstöckige Kasten mit dem eingestürzten Dach hatte schon am Morgen tot gewirkt. Schwarze Rußspuren zogen sich über die Fassade, die leeren Fensteröffnungen starrten wie ausgebrannte Augenhöhlen auf die Straße, und das Schild der Bäckerei im Erdgeschoss hing nur noch an einem Haken und zitterte bei jeder fernen Detonation. Die Pioniere hatten den Keller flüchtig kontrolliert, die Fernmelder ein Kabel an der Mauer entlanggezogen, die Infanterie war weitergerückt. Auf der Karte galt das Haus bereits als gesäubert. Eine halbe Stunde später krachte aus einem Fenster im zweiten Stock ein Gewehrschuss. Safonow, der gerade am Telegrafenmast vorbeiging, schien zunächst nur zu stolpern, dann setzte er sich mitten auf das Pflaster und presste die Hand an die Schulter. Der zweite Schuss

schlug einen Ziegel über dem Kopf des Sergeanten heraus. Der dritte kam bereits aus einem anderen Stockwerk. Der Schütze feuerte selten, präzise und ohne nervöse Hast. Zuerst glaubten sie, im Gebäude seien zwei oder drei Mann. Dann fanden sie ein leeres Fenster, von dem aus der Schütze durch einen Mauerdurchbruch ins Nachbarzimmer verschwunden war. Nach einer Stunde stand fest: Der Gegner war allein, kannte das Haus jedoch gut und wechselte nach jedem Schuss seine Stellung.

Andrej Lebedew lag hinter den Trümmern einer Straßenbahnhaltestelle und beobachtete die Fenster. In den letzten Wochen hatte er gelernt, solche Häuser zu hassen — Häuser, die nur auf den ersten Blick leer waren. Der Krieg hatte fast aufgehört, eine Bewegung von Frontlinien zu sein, und war zu einer Kette einzelner Zimmer, Treppenhäuser, Keller und Menschen geworden, die aus irgendeinem Grund beschlossen, ausgerechnet hier zu sterben. In vier Jahren hatte sich Andrej an vieles gewöhnt, nur an den Gedanken an die letzte Kugel nicht. Je näher der Sieg rückte, desto stärker wurde der beinahe lächerliche Wunsch, nicht jetzt noch zu fallen, da man sich ein Leben nach dem Krieg bereits wieder vorstellen konnte. Immer öfter sprachen sie davon. Leise, als fürchteten sie, es zu verscheuchen. Der eine wollte zu seiner Frau zurück, ein anderer seine Eltern suchen, ein Dritter träumte davon, eine Woche lang in einem sauberen Bett zu schlafen. Andrej sprach weder über Leningrad noch über die Universität, doch manchmal ertappte er sich dabei, wie er an den Hörsaal mit den hohen Fenstern dachte

und an den alten Professor, der ungehalten wurde, wenn ein Student Goethe und Schiller verwechselte. Vor einigen Jahren war ihm das wichtig erschienen. Dann lächerlich. Jetzt wurde es wieder wichtig.

„Ein Deutscher?“, fragte Safonow, während der Sanitäter den Verband festzog.

„Wer sonst?“

„Er schießt gut.“

„Sag es ihm, falls ihr euch kennenlernt.“

Safonow verzog das Gesicht, lächelte aber.

„Er soll erst einmal lange genug leben, damit es dazu kommt.“

Die Worte klangen leichter, als die Lage es verdiente. Andrej sah dem Sanitäter nach, der Safonow fortführte, und dachte plötzlich, dass vor einigen Monaten niemand so viel Zeit an einen einzelnen Schützen verschwendet hätte. Man hätte das Haus umgangen, mit einem Geschütz daraufgehalten und wäre weitergezogen. Jetzt, da ringsum immer weniger Krieg übrig blieb, schien jeder Tod seinen wirklichen Preis zurückzubekommen. Der Schütze hatte es nicht eilig. Zwischen seinen Schüssen lagen zehn, manchmal fünfzehn Minuten. Er feuerte nicht auf Wände oder Schatten. Er wartete auf Bewegung. Einmal schlug eine Kugel in eine Kiste neben dem Sanitätswagen, ein anderes Mal riss sie ein Stück Putz dicht neben einem Soldaten aus der Wand, der über die Straße lief. Danach wurde es still.

„Keine Munition mehr?“, vermutete der Sergeant.

„Oder er wartet, bis wir näher sind“, antwortete Andrej.

Er kannte diese Art von Stille. Friedlich war sie nicht. Manchmal wurde ein Mensch, dem die Patronen ausgegangen waren, erst recht gefährlich, weil er nichts mehr zu sparen hatte. Gegen Abend wurde im Nachbarviertel noch gekämpft, doch dieses Haus schwieg. Die Sonne sank hinter die Dächer und färbte den Ziegelstaub in ein weiches Gold, das zu den Ruinen überhaupt nicht passen wollte. Von irgendwoher roch es nach Rauch und gekochtem Kohl. Im Kellerfenster des Nachbarhauses erschien eine Frau, sah die Soldaten und verschwand wieder. Dann tauchte sie erneut auf, diesmal mit einem weißen Tuch in der Hand. Andrej dachte: Die Stadt weiß nicht, was sie mit der Stille anfangen soll. Jahrelang hatte man ihre Bewohner gelehrt, Sirenen, Befehle, Razzien, Luftalarm und fremde Uniformen zu fürchten. Nun mussten sie sich erst daran gewöhnen, dass der nächste Laut vielleicht nicht den Tod bedeutete.

Sie gingen zu viert ins Haus. Langsam, ohne Heldenmut zu spielen. Im Erdgeschoss roch es nach Brand, nassem Holz und altem Mehl. In der ehemaligen Bäckerei lagen zerbrochene Gläser auf dem Boden, Scherben knirschten unter den Stiefeln. Hinter dem Tresen fanden sie zwei leere Flaschen und einen Kindermantel, ordentlich über einen Hocker gelegt, als wollten die Bewohner in einer Stunde zurückkommen. Auf der Treppe lag ein kleiner Schuh. Einer der Soldaten stieß ihn gedankenlos mit der Stiefelspitze beiseite und hielt gleich darauf inne, als schämte er sich. An der Wand hing ein umgedrehtes Porträt

in einem zersplitterten Rahmen. Die Ränder des Papiers waren verbrannt, das Gesicht nicht zu erkennen. Im zweiten Stock fanden sie zwei leere Hülsen. Im dritten noch eine. Der Schütze bewegte sich tatsächlich durch Mauerdurchbrüche und Zimmer, in denen man stellenweise über zerbrochene Ziegel kriechen musste. An einem Fenster hatte er einen zusammengefalteten Mantel unter die Ellenbogen gelegt, damit kein Blut auf dem Sims zurückblieb. Also war er schon eine Weile verwundet.

„Stur", flüsterte der Sergeant.

Andrej antwortete nicht. Das Wort war zu einfach. Stur ist ein Kind, das sich weigert, eine Mütze aufzusetzen, oder ein Erwachsener, der in einem Streit keinen Fehler eingestehen will. Hier schoss ein Mensch weiter, obwohl die Stadt praktisch verloren war, die Front auseinanderfiel, Verbindungen zwischen den Einheiten abrissen und selbst denen, die noch Befehle erteilten, der Sinn der Verteidigung zunehmend entglitt. Im dritten Stock betraten sie ein Zimmer, das einmal einem Kind gehört hatte. Helle Streifentapete, ein Bücherregal, die Hälfte eines Holzflugzeugs unter dem Bett. An der Wand hing eine Schulkarte Deutschlands. Daneben ein Klassenfoto: drei Reihen Jugendlicher, der Lehrer in der Mitte. Auf dem Boden lag ein Heft. Andrej hob es auf. Auf der ersten Seite stand in sauberer Handschrift: Matthias Krüger.

„Ein Schüler?", fragte der Soldat hinter ihm leise.

Andrej überlief es kalt.

„Vielleicht der Bruder des Besitzers."

Er sagte es eher zu sich selbst. Aus dem Nebenzimmer kam ein Rascheln — kaum hörbar, als streife Stoff über Ziegel. Alle erstarrten. Andrej ging als Erster durch die Türöffnung. Hinter einem umgestürzten Schrank, unter einem Stück der herabgebrochenen Deckenbalken, lag ein Jugendlicher. Das Gesicht war weiß vor Staub, an der Schläfe klebte getrocknetes Blut, das rechte Hosenbein war dunkel verfärbt. Das Gewehr lag neben ihm, der Verschluss offen. Eine Hand ruhte auf seiner Brust. Darin hielt er eine Granate. Lebedew hob die Hand und hielt die anderen zurück. Der Junge starrte sie mit einer so konzentrierten Feindseligkeit an, dass Andrej in den ersten Sekunden gar nicht bemerkte, wie jung er war. Dann sah er den schmalen Hals, die schmalen Schultern unter der zu großen Jacke, die schmutzigen Kinderfinger um den Metallkörper. Fünfzehn. Vielleicht sechzehn. Aber eher fünfzehn.

In ihm verschob sich etwas jäh. Vor einer Minute hatte Andrej noch einen gefährlichen Schützen gesucht, der Safonow verwundet hatte. Jetzt lag vor ihm ein Junge, der, dem geöffneten Gewehr nach zu urteilen, bereits alles getan hatte, was man ihm beigebracht hatte, und sich die Granate für zuletzt aufgehoben hatte. Weniger gefährlich machte ihn das nicht. Manchmal klammern sich Kinder fester an eine Waffe als Erwachsene.

„Nicht näher kommen!“, brachte der Junge heiser hervor.

Seine Aussprache war rein, eindeutig von hier. Beim letzten Wort brach ihm die Stimme weg.

„Gut“, antwortete Andrej auf Deutsch. „Wir kommen nicht

näher.“

Der Blick des Jungen flackerte. Einen Augenblick lang lag darin etwas vollkommen Kindliches — Überraschung, die er sofort wieder zu verbergen versuchte.

„Sie sprechen Deutsch?“

„Ein wenig.“

„Woher?“

„Vor dem Krieg habe ich es gelernt.“

Der Junge verzog den Mund beinahe verächtlich, doch für ein richtiges Lächeln fehlte ihm die Kraft. Offenbar passte die Antwort nicht zu dem, was man ihm erzählt hatte. Andrej konnte sich gut vorstellen, was man über die Russen gesagt haben mochte: Asiaten, Barbaren, eine ungebildete Masse. Je furchtbarer der Feind erschien, desto leichter ließ sich einem Fünfzehnjährigen erklären, weshalb er lieber sterben müsse, als ihm lebend in die Hände zu fallen. An der Wand lag ein Buch, halb unter Putz begraben. Andrej erkannte den Namen auf dem Rücken, beugte sich vorsichtig hinunter, ohne eine abrupte Bewegung zu machen, und hob es auf. Goethe. Eine alte Hausausgabe, an den Rändern Bleistiftnotizen. Auf dem Vorsatz die Initialen F. K.

„Deins?“

Der Junge schwieg, doch seine Finger um die Granate spannten sich an.

„Nicht anfassen.“

Also doch seines. Andrej strich den Staub mit der Handfläche

ab. Er hatte nicht vor, daraus eine Vorstellung zu machen. Er kannte den Text einfach noch. Dort, wo ein schmaler Papierstreifen zwischen den Seiten steckte, schlug er das Buch auf und las einige Zeilen auf Deutsch. Der Junge sah ihn an, als sei etwas Unmögliches geschehen. Für ein paar Sekunden gab es in dem Zimmer weder Russen noch Deutsche, weder Sieger noch Besiegte. Da war nur ein Mann in einer schmutzigen Uniform, der ein deutsches Buch in der Hand hielt, und ein Jugendlicher, dem man sein ganzes Leben erklärt hatte, dass beides nicht zugleich existieren könne. Andrej spürte plötzlich Müdigkeit. Nicht die Müdigkeit der Front — die nahm er kaum noch wahr. Eine andere, die sich daraus angesammelt hatte, immer wieder beweisen zu müssen, dass der Mensch vor einem nicht mit dem Bild übereinstimmte, das man von ihm verbreitet hatte.

„Leg die Granate weg“, sagte er.

Die Finger des Jungen schlossen sich fester.

„Nein.“

„Dann reden wir.“

„Ich habe Ihnen nichts zu sagen.“

„Dann schweigst du eben. Ich rede.“

„Wozu?“

Andrej blickte durch das herausgesprengte Fenster. Dahinter lag eine Stadt, die sich längst nicht mehr dadurch verteidigen ließ, dass noch ein Mensch starb. Irgendwo in der Ferne feuerte Artillerie, dumpf und beinahe schon vertraut.

„Wie alt bist du?“

„Das spielt keine Rolle.“

„Dann bist du jung.“

Selbst unter dem Staub wurde der Junge rot.

„Fünfzehn.“

„Siehst du.“

„Ich bin Soldat.“

„Ein Soldat hat normalerweise eine Einheit, einen Vorgesetzten und einen Auftrag. Wo ist deine Einheit?“

Der Junge schwieg.

„Wo ist dein Kommandeur?“

Wieder Stille. Andrej sah, dass die Frage tiefer getroffen hatte, als er erwartet hatte.

„Ich habe Befehl, das Haus zu halten.“

„Von wem?“

„Das geht Sie nichts an.“

„Vielleicht. Aber ist dein Kommandeur jetzt hier bei dir?“

Der Jugendliche wich seinem Blick aus. Andrej drängte nicht weiter. Er wusste zu gut, wie verzweifelt sich ein Mensch gerade dann an seine letzte Stütze klammert, wenn er spürt, dass sie zu wanken beginnt.

„Wie heißt du?“

„Das wissen Sie.“

Andrej sah auf das Heft in seiner Hand.

„Matthias Krüger.“

Der Junge zuckte beim Klang seines eigenen Namens stärker zusammen als bei dem Wort „Deutscher“. Bis dahin war er

ein Schütze gewesen, ein Gegner, ein Ziel. Der Name gab ihm plötzlich seine Einzelheit zurück.

„Matthias“, wiederholte Andrej. „Warum soll ein fünfzehnjähriger Junge in einem Haus sterben, das niemand mehr braucht?“

„Das ist Deutschland.“

„Das Haus?“

„Die Stadt.“

„Die Stadt wird auch noch da sein, wenn du tot bist.“

„Das haben nicht Sie zu entscheiden.“

„Einverstanden.“

Matthias sah ihn plötzlich direkt an. Wieder die falsche Antwort. Ein Feind hätte widersprechen, spotten, seine Überlegenheit beweisen müssen. Dieser Russe stimmte dort zu, wo er hätte Druck machen können.

„Dann gehen Sie.“

„Kann ich nicht. Du hältst eine Granate.“

„Haben Sie Angst?“

„Natürlich.“

Matthias erstarrte. Hinter Andrej war eine kaum merkliche Bewegung zu hören — einer seiner Kameraden verlagerte gereizt das Gewicht von einem Fuß auf den anderen. Ein Soldat sagte dem Feind nicht, dass er Angst hatte. Doch Andrej war längst müde davon, wie viele Menschen nur deshalb starben, weil sie sich schämten, Angst auch Angst zu nennen.

„Ich kann den Splint ziehen.“

„Kannst du."
„Und Sie töten."
„Vielleicht. Dich selbst ganz sicher."
Matthias biss die Zähne zusammen.
„Ich habe keine Angst zu sterben."
Andrej sah auf seine Hand. Die Knöchel waren weiß.
„Das habe ich mit neunzehn auch gesagt."
„Und?"
„Ich habe gelogen."

Draußen bröckelte Putz von einer Mauer. Im Nachbarviertel ratterte kurz ein Maschinengewehr und verstummte wieder. Matthias antwortete nicht. Zum ersten Mal an diesem Tag wartete der Russe von ihm nicht auf Kapitulation, nicht auf das Eingeständnis einer Niederlage, nicht auf das Wort „ich ergebe mich", sondern auf die Antwort auf eine Frage, die ihm zuvor noch niemand ernsthaft gestellt hatte. Einen Befehl kann man befolgen oder missachten. Einen Slogan kann man lauter wiederholen. Doch eine Frage, die man einmal in der Stille gehört hat, lässt sich nicht so leicht wieder aus dem Kopf treiben. Und zum ersten Mal spürte Matthias, dass die Granate in seiner Hand nicht nur eine Waffe war. Sie war auch das Letzte, was ihm erlaubte, nicht antworten zu müssen. Andrej drängte ihn nicht. In den Jahren des Krieges hatte er zu oft gesehen, wie ein Mensch, der in die Enge getrieben wurde, die Hast des anderen als Beweis für die eigene Richtigkeit nahm. Hinter ihm atmeten die Soldaten leise. Einer flüsterte, es wäre einfacher, eine Granate durch die

Türöffnung zu werfen und die Sache zu beenden. Andrej drehte sich nicht um, sondern hob nur die Hand. Er verstand sie: Im Nachbarviertel konnten Kameraden fallen, dieser Schütze hatte Safonow bereits verwundet, und vor ihnen lagen noch Dutzende Häuser. Niemand war verpflichtet, sein Leben für einen Jungen zu riskieren, der selbst eine Granate in der Hand hielt.

Und doch war es gerade das Wort „Junge“, das ihn daran hinderte, einen Schritt zurückzugehen. Matthias hatte das Flüstern gehört und die Bewegung bemerkt. Sofort kehrte die alte Erklärung zurück: Die Russen täuschen, sie gewinnen Zeit, gleich greifen sie an. Sie war vertraut und deshalb beinahe beruhigend. Vertrauter Hass beruhigt häufig — darin ist alles schon im Voraus verteilt. Dort der Feind. Hier du. Und hier das, was du zu tun hast. Doch der Mensch vor ihm passte nicht in den Platz, den man ihm zugewiesen hatte.

„Was haben Sie gelesen?“, fragte Matthias plötzlich und deutete mit dem Kopf auf das Buch.

Andrej verstand zunächst nicht.

„An der Universität?“

„Ja.“

„Deutsche Sprache. Literatur. Kulturgeschichte.“

Matthias sah ihn misstrauisch an.

„Warum sollte ein Russe deutsche Literatur studieren?“

„Warum liest ein Deutscher Shakespeare?“

„Das ist etwas anderes.“

„Warum?“

Es gab keine Antwort. Matthias spürte, wie Ärger in ihm aufstieg. Wieder tat der Russe etwas, das er nicht tun durfte: Er griff die Überzeugung nicht frontal an, sondern zwang ihn, nach einer Begründung zu suchen, wo bisher nie eine nötig gewesen war.

„Sie haben alles gestohlen", sagte Matthias. „Städte. Land. Und jetzt auch noch die Bücher."

Andrej strich mit einem Finger über den abgewetzten Buchrücken.

„Das Buch war vor mir hier. Und es wird nach mir hier sein."

„Es gehört meinem Vater."

Jetzt verstand Andrej die Initialen. Behutsam legte er den Band auf ein Stück unversehrtes Brett, nicht auf den Boden. Matthias bemerkte es. Eine winzige Bewegung. Nichts, was irgendetwas bewies. Ein Feind konnte ein Buch sorgsam ablegen und einen eine Minute später trotzdem töten. Matthias sagte sich das zweimal. Dann ein drittes Mal. Doch allein die Notwendigkeit, es zu wiederholen, beunruhigte ihn. Die Hand wurde schwer. Seine Finger wurden taub. Sobald er den Griff auch nur ein wenig lockerte, erschrak er davor, dass dies bereits der Anfang von Kapitulation, Schwäche, Verrat sein könnte. Fast körperlich spürte er Becker hinter sich — den Führer ihrer Hitlerjugendgruppe —, den Schulhof, die Formation, die Gesichter der Kameraden. Als sähen sie alle zu: Hält er die letzte Linie?

Daneben tauchte ein anderes Gesicht auf — das seiner Mutter.

Nicht feierlich. Müde. Sie hatte nie gesagt, sie wolle ihn als Helden sehen. Sie hatte gefragt, ob er gegessen habe, warum er durchnässt sei, weshalb er wieder so spät nach Hause komme. Als er auf seine Stellung ging, hatte sie die Waffe angesehen, als wäre sie etwas, das man nicht ins Haus lassen durfte. Matthias verscheuchte die Erinnerung. Sie störte dabei, richtig zu sterben. Und genau da blitzte zum ersten Mal ein vollkommen unzulässiger Gedanke auf: Was, wenn nicht alles, was einen am Sterben hindert, Feigheit ist? Der Gedanke erschreckte ihn so sehr, dass er die Granate fester umklammerte. Das Gespräch war noch nicht zu Ende. Aber etwas hatte bereits begonnen. Da hörte Matthias plötzlich hinter der Wand ein Kind weinen. Wahrscheinlich in einem Keller des Nachbarhauses; es dauerte nicht lange, jemand beruhigte es rasch. Trotzdem ging der Laut durch den Raum wie eine fremde Erinnerung.

Seine kleine Schwester Lotta hatte ebenfalls geweint, wenn sie Angst vor Gewittern hatte. Mit acht kroch sie zu ihm unter die Decke, obwohl sie am Tag darauf selbstverständlich behauptete, sie fürchte sich vor gar nichts. Matthias hatte darüber gelacht und sich wie ein großer Bruder gefühlt — stark, allein weil jemand Jüngeres neben ihm war. Nun ließ sich diese Rolle kaum mit der Granate in seiner Hand zusammenbringen. Wenn er das Zimmer in die Luft sprengte, würde seine Mutter es irgendwann erfahren? Lotta? Was würde man ihnen sagen? „Heldentod“? „Er zog den Tod der Gefangenschaft vor“? Würde Becker eine Rede halten, falls er überhaupt noch lebte? Matthias stellte sich seine

Mutter mit einem weiteren amtlichen Schreiben in der Hand vor und spürte, wie sich in ihm Widerstand regte. Nicht Todesangst — so wollte er es noch immer nicht nennen. Wut über den bloßen Gedanken, dass andere später mit Worten über seinen Tod verfügen würden.

„Wenn ich sterbe, werden Sie dann schreiben, dass Sie mich getötet haben?“, fragte er.

Andrej verstand zunächst nicht.

„Wer ist ‚wir‘?“

„Die Russen.“

„Ich weiß es nicht.“

„Sie werden sagen, ich sei ein Fanatiker gewesen.“

Lebedew sah ihn genauer an.

„Vielleicht wird das jemand sagen.“

„Und Sie?“

„Ich werde sagen, dass du bewaffnet warst, auf uns geschossen hast und jetzt eine Granate in der Hand hältst.“

„Und das ist alles?“

„Was weiß ich denn sonst über dich?“

Matthias fühlte sich beinahe beleidigt. Er wollte entweder Hass oder die Anerkennung seines Mutes. Jedes abgeschlossene Bild wäre ihm lieber gewesen als diese nüchterne Genauigkeit.

„Ich habe die Stadt verteidigt.“

„So verstehst du es.“

„Und Sie?“

„Ich sehe im Augenblick einen Jungen, der meinen

Kameraden verwundet hat und sich jetzt selbst töten kann."

Bei dem Wort „Junge" zuckte Matthias zusammen.

„Ich bin Soldat."

„Hast du einen Wehrpass?"

Er schwieg.

„Dienstgrad?"

Schweigen.

„Einheit?"

„Hitlerjugend."

Die Antwort klang schwächer, als er wollte. Andrej lächelte nicht spöttisch.

„Eben."

Zum ersten Mal empfand Matthias keinen Stolz auf seine frühe Reife, sondern eine dumpfe Wut darüber, dass Erwachsene ihm tatsächlich die Rolle eines Soldaten überlassen hatten, ohne ihm irgendetwas von dem zu geben, was einen Soldaten zu einem Teil einer Armee machte: keine wirkliche Ausbildung, kein klares Kommando, nicht einmal die Möglichkeit, auf Befehl zurückzuweichen. Nur eine Waffe und die Forderung, würdig zu sterben. Noch war das kein ausformulierter Gedanke. Doch die Granate wurde schwerer. Hinter der Tür schlug wieder jemand leise vor, sich zurückzuziehen und die Pioniere zu holen. Andrej hörte den Sergeant flüstern: „Wir warten." Auch dieses „Wir warten" war eine Entscheidung, nur eine erwachsene, unspektakuläre, die auf kein Plakat gehörte. Mehrere Männer nahmen in Kauf, noch ein paar Minuten länger ihr Leben zu

riskieren, weil vor ihnen ein Jugendlicher lag.

Matthias wusste davon nichts. Ihm schien, die Feinde wagten sich nur nicht näher heran, und eine Zeitlang gab ihm dieser Gedanke sogar etwas von seinem Stolz zurück. Noch konnte er das Zimmer halten. Noch konnte er die Russen warten lassen. Doch allmählich mischte sich in den Stolz ein anderes Gefühl — Lächerlichkeit. Der Arm war taub. Der Mund trocken. Das Bein unter dem Balken spürte er fast nicht mehr. Alles, was man als letzte heldenhafte Linie bezeichnet hatte, war in Wirklichkeit auf ein schmutziges Zimmer, einen Krampf in den Fingern und einen fremden Mann zusammengeschrumpft, der das Buch seines Vaters las. Er erinnerte sich an das Plakat in der Schule: Ein Junge in Uniform stand vor einer Fahne, das Gesicht ins Licht erhoben, keine Trümmer, kein Blut, keine Angst, kein Durst. Matthias hatte früher nie bemerkt, dass auf Plakaten niemand zur Toilette musste, niemandem etwas weh tat, niemand an seine Mutter dachte und niemand fürchtete, hässlich zu sterben. Der wirkliche Tod war viel zu körperlich für die Worte, mit denen man ihn schmückte.

„Warum gehen Sie nicht?“, fragte er.

„Weil du dich umbringen könntest.“

„Was kümmert Sie das?“

Andrej seufzte.

„Das weiß ich noch nicht.“

Matthias hätte vor Wut beinahe gelacht. Selbst jetzt weigerte sich dieser Russe, Edelmut zu spielen.

„Dann gehen Sie.“

„Kann ich nicht.“

„Warum?“

„Weil ich mich später daran erinnern würde, dass ich hätte bleiben können.“

Die Antwort war leise. Kein Befehl. Kein Vaterland. Kein Heldentum. Nur die Frage, womit ein Mensch später leben muss. Matthias verstand noch nicht, dass genau dieser Gedanke einmal zu den schwierigsten seines Lebens gehören würde: Eine Tat endet nicht in dem Augenblick, in dem sie getan ist. Sie bleibt in der Erinnerung, im Körper eines anderen Menschen, in der eigenen Fähigkeit, sich selbst anzusehen. Im Moment klammerte sich der Junge nur fester an die Granate und versuchte, die alte Klarheit zurückzugewinnen. Doch diese Klarheit hatte bereits Risse bekommen.

Kapitel 2. Die Granate

Das Gespräch dauerte vielleicht zwanzig Minuten. Später kam es Matthias vor, als hätte er eine ganze Nacht unter dem Balken verbracht. Die Zeit war zäh geworden: ein paar Worte, eine lange Pause, Atem, Schmerz, wieder Worte. Staub setzte sich auf sein Gesicht. Das Bein unter den Trümmern wurde allmählich taub, dafür begann der Rücken stärker zu brennen. Irgendwann bemerkte Matthias, dass er die fernen Detonationen nicht mehr hörte. Nicht weil das Schießen aufgehört hätte — der Schmerz nahm nur seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Die Granate blieb in seiner Hand. Schwer, zuverlässig, verständlich.

Das Gewehr lag leer daneben. Die letzte Patrone hatte er, glaubte er, in die Öffnung des Treppenhauses geschossen; ob er getroffen hatte, wusste er nicht mehr. Das Haus war umstellt. Entkommen konnte er nicht. Also blieb nur das, worauf man sie in den letzten Wochen vorbereitet hatte: nicht in Gefangenschaft geraten, sich nicht lebend nehmen lassen, so sterben, dass der Tod wenigstens etwas wert war.

Er hatte sich diesen Augenblick oft vorgestellt. In seiner Vorstellung war alles sauberer gewesen. Er stand aufrecht, ringsum stürzten Mauern ein, der Feind rückte näher, und er blieb ruhig. Niemand hatte erzählt, dass einem bei einem heldenhaften Tod die Nase unerträglich jucken konnte, dass man Blut und Ziegelstaub im Mund schmeckte, dass die Finger taub wurden und der quälendste Wunsch nicht darin bestand, schön zu sterben, sondern einfach darin, dass irgendjemand diesen verdammten Balken vom Bein hob. Der Gedanke kam ihm beschämend vor. Matthias umklammerte die Granate fester.

„Sie werden mich sowieso töten“, sagte er.

Lebedew hockte jetzt an der Wand, weit genug entfernt, um ihn nicht durch eine Bewegung zu provozieren.

„Wenn wir dich nur töten wollten, wäre das Gespräch kürzer.“

„Die Russen foltern Gefangene.“

Matthias wartete auf das gewohnte Dementi. In der Schule hatte man ihnen beigebracht, die Lügen des Feindes zu erkennen: Er werde seine eigene Grausamkeit selbstverständlich leugnen, Sicherheit versprechen, Vertrauen verlangen. Doch Lebedew

sagte nicht „Nein“.

„Im Krieg tun Menschen viele schreckliche Dinge“, antwortete er nach einer Pause. „Auch Gefangenen. Ich kann dir nicht versprechen, dass irgendwo auf der Welt nie ein sowjetischer Soldat etwas Böses getan hat. Aber im Augenblick sitze ich vor dir. Und ich sage: Leg die Granate weg.“

„Warum sollte ich Ihnen glauben?“

„Sollst du nicht.“

Matthias war verblüfft. Beinahe fühlte er sich beleidigt. Sein ganzes Leben hatte darauf beruht, dass Erwachsene Glauben verlangten. Der Lehrer, der Führer der Organisation, die Stimme im Radio, der Mann auf der Tribüne, das Plakat, die Zeitung. Selbst der Vater, der mit vielem gestritten hatte, blieb der Vater — man glaubte ihm, weil er der Vater war. Es gab Menschen, die das Recht zu sprechen hatten, und andere, deren Pflicht es war zuzuhören. Dieser Russe schien sich zu weigern, den ihm zugedachten Platz einzunehmen.

„Warum reden Sie dann überhaupt?“

„Damit du eine Wahl hast.“

Matthias lachte kurz auf. Das Lachen zog schmerzhaft durch seinen Rücken.

„Ich habe keine Wahl.“

„Wer sagt das?“

„Deutschland ergibt sich nicht.“

„Ich habe nicht nach Deutschland gefragt. Wer sagt, dass ausgerechnet du heute sterben musst?“

„Alle.“

„‚Alle‘ ist ein bequemer Mensch. Später kann man ihn für nichts zur Verantwortung ziehen.“

Der Satz machte ihn wütender als Spott.

„Der Führer weiß, was er tut.“

„Glaubst du noch, dass Deutschland gewinnt?“

„Ja.“

Das Wort klang leiser, als Matthias wollte. Er hörte es selbst und schämte sich. Vor einem Monat hätte er es ohne Zögern gesagt. Vor einer Woche noch. Doch seit Tagen wichen die Erwachsenen zurück, verbrannten Papiere, nahmen Abzeichen ab, verschwanden nachts. Das Radio sprach weiter von Standhaftigkeit, die Straßen erzählten etwas anderes. Matthias zwang sich, das Kinn zu heben.

„Sieg kann unterschiedlich aussehen.“

„Kann er“, stimmte Andrej zu.

„Sie glauben also, wir haben verloren?“

„Ja.“

„Und Sie freuen sich darüber?“

Andrej antwortete nicht sofort.

„Darüber, dass der Krieg zu Ende geht — ja.“

„Und über Deutschland?“

„Was ist mit Deutschland?“

„Dass Sie es vernichtet haben.“

„Ich sehe kein vernichtetes Deutschland. Ich sehe eine zerstörte Stadt.“

„Das ist dasselbe.“

„Nein.“

Zum ersten Mal lag Festigkeit in der Stimme des Russen. Matthias spürte eine merkwürdige Gereiztheit: Warum weigerte sich der Feind, Deutschland so zu hassen, wie es sich gehörte? Viel einfacher wäre es gewesen, wenn Lebedew gesagt hätte: Ja, wir sind gekommen, um euch zu vernichten. Dann wäre die Welt wieder an ihrem Platz gewesen. Und die Granate hätte wieder einen Sinn gehabt.

„Du bist fünfzehn?“, fragte Andrej.

„Ja.“

„Hast du eine Mutter?“

Matthias schwieg.

„Eine Schwester?“

Er hob ruckartig den Blick.

„Woher wissen Sie das?“

„Weiß ich nicht. Geraten.“

Sofort sah er Lotta vor sich. Zerzauste Zöpfe, Sommersprossen, die Gewohnheit, seine Bücher ohne Erlaubnis zu nehmen. Zum letzten Mal hatte er sie im Keller gesehen, nachdem die Mutter ihn während eines Beschusses beinahe mit Gewalt hinuntergezerrt hatte. Lotta hatte gefragt, ob er wirklich kämpfen werde, und Matthias hatte etwas Feierliches geantwortet. Was, wusste er nicht mehr. Er erinnerte sich nur an ihr Gesicht: Sie hatte ihn nicht stolz, sondern ängstlich angesehen. Die Mutter hatte daneben gestanden und

geschwiegen. Warum hatte sie geschwiegen? Bisher hatte er dieses Schweigen für Zustimmung gehalten. Zum ersten Mal fragte er sich nun, ob sie vielleicht einfach Angst gehabt hatte, etwas zu sagen, das nichts mehr ändern konnte.

„Mein Vater ist für Deutschland gefallen“, sagte Matthias.

Er wusste selbst nicht, warum. Der Satz hatte ihm lange als Universalantwort gedient. Wenn ein Gespräch zu weit ging, konnte man dem anderen immer den Tod des Vaters entgegenstellen.

„Wo?“, fragte Lebedew.

„Im Osten.“

Andrej sah beiseite. Matthias bemerkte es.

„Dann muss ich es auch.“

„Warum?“

„Weil sonst sein Tod …“

Er brach ab. Den Satz zu Ende zu sprechen war erschreckender, als die Granate zu halten. Was, wenn sein Vater für einen Irrtum gestorben war? Wenn dieser Krieg keine Verteidigung gewesen war? Wenn ihn dieselben Menschen in den Osten geschickt hatten, die heute vom Sohn dasselbe verlangten? Was blieb dann von den Worten „den Heldentod gestorben“? Nur ein Mann, dem kalt gewesen war, der nach Hause geschrieben hatte und zurückkehren wollte — und dann weit entfernt vom Fluss, vom Haus, vom Klassenzimmer gestorben war? Nein. Matthias spürte den Widerstand in sich beinahe körperlich. Das durfte nicht sein. Der Vater konnte nicht umsonst gestorben sein.

Wenn Matthias das zugab, verschwand nicht nur der Sinn des Krieges. Dann verschwand auch der Vater selbst — jenes Bild, das Matthias zwei Jahre lang aufgebaut hatte, damit er die eigene Ohnmacht nicht fühlen musste.

„Sein Tod hängt nicht davon ab, was du jetzt tust“, sagte Andrej leise.

„Sie haben leicht reden.“

„Nein.“

„Warum nicht?“

Andrej sah lange zu Boden.

„Meine Mutter ist wegen der Deutschen gestorben.“

Matthias hob den Kopf.

„Dann müssen Sie mich hassen.“

„Manchmal tue ich das.“

Die Antwort war erschreckender als jede korrekte Güte. Matthias hatte erwartet: „Nein, ich verstehe doch, dass du ein Kind bist.“ Dann hätte er den Russen wegen seiner Schwäche verachten oder ihm einfach nicht glauben können. Doch Lebedew bekannte seinen Hass — und saß trotzdem da, ohne zu schießen.

„Meine Schwester auch“, fügte Andrej hinzu. „Sie war elf.“

„Wo?“

„In Leningrad.“

Matthias kannte den Namen. Er kannte die Karten, die Wehrmachtsberichte, die Erzählungen über die Stadt, die man aushungern müsse, weil ein Sturmangriff zu viele

Kräfte kosten würde. Militärische Wörter waren sauber. „Blockade." „Festung." „Militärische Notwendigkeit." Ein elfjähriges Mädchen kam darin nicht vor. Matthias spürte den Drang, sich zu verteidigen.

„Ich war nicht dort."

„Ich weiß."

„Und mein Vater vielleicht …"

„Ich weiß nichts über deinen Vater."

„Warum haben Sie es dann erzählt?"

„Du hast gefragt, warum ich dich nicht töte."

„Und warum?"

Andrej fuhr sich mit der Hand über das Gesicht. Plötzlich wirkte er älter, als er war.

„Weil ich mir, wenn ich einen fünfzehnjährigen Jungen nur deshalb töte, weil Deutsche meine Familie getötet haben, später erklären müsste, worin ich besser bin als die Menschen, die ich hasse."

Matthias wollte erwidern: Sie töten doch trotzdem Deutsche. Doch den Unterschied begriff er, noch bevor er den Einwand formulieren konnte. Draußen wurde gekämpft. Dort schossen Bewaffnete aufeinander. Hier konnte er sich nicht mehr bewegen und hielt die Granate nur fest, weil er Angst hatte, am Leben zu bleiben. Er hasste diesen Unterschied. Er nahm ihm den schönen Ausweg.

„Leg die Granate weg", sagte Andrej.

„Ich ergebe mich nicht."

„Gut. Dann nenn es nicht Ergebung."

„Wie denn sonst?"

„Eine Entscheidung, heute nicht zu sterben."

Matthias sah auf das Metall in seiner Hand. Man hatte ihm beigebracht, Mut bedeute, die Faust zu schließen, wenn man Angst hatte. Nicht zurückzuweichen. Keine Schwäche zu zeigen. Lieber zu sterben, als um Gnade zu bitten. Alle Beispiele für Mut führten in dieselbe Richtung — zur Überwindung der Todesangst. Niemand hatte von der Angst vor dem Leben gesprochen. Und plötzlich verstand Matthias, dass er genau davor Angst hatte. Wenn er überlebte, musste er seine Mutter wiedersehen. Lotta antworten. Erfahren, was aus den Kameraden geworden war. Damit leben, dass er auf Menschen geschossen hatte. Hören, dass Deutschland verloren hatte. Vielleicht erfahren, dass sein Vater nicht an alles geglaubt hatte, woran der Sohn sich gezwungen hatte zu glauben. Der Tod war einfacher. Er hätte Matthias für immer recht behalten lassen. Das Leben konnte das Gegenteil beweisen.

„Ich bin kein Feigling", flüsterte er.

„Das habe ich nicht gesagt."

„Sie denken es alle."

„Ich denke, du bist verwundet und hast Angst."

„Ich habe keine Angst."

Andrej sah ihm direkt in die Augen.

„Warum hältst du dann die Granate fest?"

Matthias öffnete den Mund und fand keine Antwort. Sein

Körper gehorchte ihm längst nicht mehr. Die Finger zitterten. Er spürte, dass er weinte, und darüber wurde er so wütend, dass er für einen Augenblick tatsächlich den Splint ziehen wollte — nur damit niemand die Tränen sah. Andrej sagte nichts. Er wandte den Blick nicht ab und kam nicht näher. Er wartete einfach. Nach einigen Sekunden begriff Matthias: Niemand würde diese Entscheidung mehr für ihn treffen. Nicht Becker. Nicht sein Vater. Nicht der Führer. Nicht dieser Russe. Wenn er jetzt starb, wäre es kein Befehl mehr. Es wäre seine eigene Wahl. Und genau deshalb konnte er sie nicht treffen. Seine Finger öffneten sich. Die Granate fiel mit einem leisen metallischen Schlag zu Boden. Alle erstarrten.

„Ich ergebe mich nicht“, wiederholte Matthias beinahe flüsternd.

„Ich habe es gehört.“

Lebedew kam langsam näher und schob die Granate mit dem Stiefel fort. Erst da merkte Matthias, wie erschöpft er war. Die Spannung, die ihn seit Stunden aufrechtgehalten hatte, verschwand. Der Schmerz kehrte sofort zurück — schwer, heiß, erbarmungslos. Er versuchte sich aufzurichten und konnte es nicht. Andrej war neben ihm.

„Sanitäter hierher!“

Matthias wollte ihn wegstoßen, doch sein Arm hob sich nur wenige Zentimeter.

„Fass mich nicht an …“

„Zu spät.“

In einer anderen Lage hätte es wie Spott klingen können. Jetzt lag darin nur Müdigkeit. Das Zimmer verschwamm. Matthias sah noch Goethe auf dem Boden, dann Lebedews Gesicht, und dachte noch, er habe das Buch dem Feind überlassen. Sein letzter Gedanke war weder Erleichterung noch Angst. Nur kindliches Staunen: Er lebte noch. Während der Sanitäter und zwei Soldaten ihn unter dem Balken hervorzogen, kam Matthias mehrmals zu sich und versank wieder in Dunkelheit. Jedes Mal kehrte die Welt in Bruchstücken zurück: eine fremde Hand unter seiner Schulter, ein stechender Schmerz im Kreuz, ein deutsches Schimpfwort, von einem Russen mit grauenhaftem Akzent ausgesprochen, der Geruch von Blut und Kalkstaub. Er wartete auf einen Schlag. Niemand schlug ihn. Er wartete darauf, dass man ihm draußen eine Waffe an den Hinterkopf hielt. Stattdessen schimpfte jemand ungehalten, die Trage solle gefälligst gerade gehalten werden.

Auf der Treppe öffnete Matthias die Augen. Über ihm glitt eine verkohlte Wand vorbei, dann ein Stück Abendhimmel. Plötzlich begriff er, dass sie ihn genau denselben Weg hinuntertrugen, den er wenige Stunden zuvor mit dem Gewehr entlanggerannt war. Auf einem Absatz lagen Hülsen. Seine Hülsen. Ihm wurde übel bei dem Gedanken. Irgendwo hier hatte er auf Menschen geschossen, die ihn jetzt trugen. Er wollte nach dem verwundeten Russen fragen — nach dem Mann am Telegrafenmast —, doch seine Lippen gehorchten kaum. Es kam nur ein heiseres Geräusch heraus.

„Was?“, fragte Lebedew und beugte sich zu ihm hinunter.

Matthias schloss die Augen. Zu fragen hätte bedeutet zuzugeben, dass es ihm nicht gleichgültig war. Draußen traf ihn kalte Luft. Über den Häusern hing Rauch, doch der Himmel wurde bereits ruhig und beinahe frühlingshaft dunkel. Matthias hatte erwartet, eine geplünderte Stadt zu sehen, rasende Soldaten, all das, womit man sie in den Schulungen erschreckt hatte. Er sah einen Sanitätswagen, Soldaten, eine Frau mit weißer Armbinde, einen alten Mann an einer Mauer. Gerade diese gewöhnlichen Einzelheiten reizten ihn stärker als jeder Schrecken. Schrecken hätten alles bestätigt. Bevor sie ihn in den Wagen hoben, beugte Lebedew sich zu ihm.

„Das Buch nehme ich mit. Später bekommst du es zurück.“

Matthias öffnete die Augen.

„Fass es nicht an.“

„Dann müsste ich es unter den Trümmern liegen lassen.“

„Es gehört meinem Vater.“

„Das habe ich verstanden.“

„Sie haben kein Recht dazu.“

Andrej schwieg kurz.

„Vielleicht nicht. Aber vorläufig bewahre ich es auf.“

Matthias wollte widersprechen, doch der Wagen setzte sich ruckend in Bewegung. Der Schmerz verdrängte die Worte. Im Halbschlaf sah er wieder seinen Vater. Nicht den gefallenen Soldaten auf dem Foto, sondern einen lebenden Mann im Hemd zu Hause, der einmal wütend geworden war, weil Matthias eine

Seite aus einem Buch gerissen hatte. „Ein fremder Gedanke wird nicht zu deinem Eigentum, nur weil du das Papier in der Hand hältst“, hatte der Vater damals gesagt. Nun hielt ein Russe das Buch. Matthias empfand es als letzte Demütigung. Und zugleich beruhigte ihn etwas daran: Wenn das Buch weiterexistierte, wenn man es zurückgeben konnte, dann musste es irgendein „später“ geben. Über später wollte er nicht nachdenken. Dem Jungen, dem man das Sterben beigebracht hatte, hatte niemand erklärt, was man am Tag danach tun sollte, wenn man sich für das Leben entschieden hatte.

Als Matthias für einen Moment auf dem Verbandsplatz wieder zu sich kam, sprachen ringsum alle schnell Russisch. Die fremde Sprache floss für ihn zu einem einzigen Strom zusammen; er verstand kein Wort. Jemand schnitt sein Hosenbein auf. Kaltes Metall berührte die Haut. Er zuckte zusammen.

„Ruhig, ruhig“, sagte eine fremde Stimme mit starkem Akzent.

Matthias wollte fluchen: Befehlt mir nicht, ruhig zu sein. Doch dazu fehlte ihm die Kraft. Dann kam der Schmerz — hell, beinahe weiß. Er schrie. So laut, dass er in seiner eigenen Stimme ein Kind hörte und sich augenblicklich schämte.

„Schon gut“, sagte Lebedew irgendwo neben ihm auf Deutsch. „Schrei ruhig.“

Diese zwei Worte machten ihn wütender als der Schmerz.

„Tue ich nicht.“

„Schon geschehen."

Matthias versuchte zu lächeln, aber es gelang ihm schlecht. Später würde er sich an diese Szene als den ersten Augenblick erinnern, in dem jemand ihm erlaubte, keinem Bild entsprechen zu müssen. Nicht „Sei ein Mann", nicht „Halt durch", nicht „Ein deutscher Junge weint nicht". Einfach: Schrei, wenn es weh tut. Damals konnte er das noch nicht begreifen. Er fürchtete nur, die Russen würden sich an seinen Schrei erinnern. Kurz bevor er wieder in die Narkose glitt, fragte er:

„Der Soldat … am Mast …"

Lebedew beugte sich zu ihm.

„Safonow?"

Zum ersten Mal machte ein Name aus dem Verwundeten einen Menschen.

„Lebt er?"

„Er lebt."

Matthias schloss die Augen. Die Erleichterung kam schneller, als er sie sich verbieten konnte. Und genau das machte ihm Angst. Wenn es ihn freute, dass der Feind überlebt hatte — verriet er dann schon diejenigen, die auf deutscher Seite gefallen waren? Die Logik war kindlich, aber mächtig. Man hatte ihm beigebracht, Mitgefühl nach Zugehörigkeit zu verteilen: den Eigenen Schmerz, den Fremden höchstens Verachtung. Nun hatte das Mitgefühl die Grenze ganz von selbst überschritten, ohne um Erlaubnis zu fragen. Mit diesem Verstoß schlief Matthias ein. Im Sanitätswagen war es dunkel. Neben ihm

stöhnte jemand schwer, und Matthias hielt ihn zunächst für einen Russen. Dann hörte er auf Deutsch „Mama“ und begriff, dass der Verwundete ganz in seiner Nähe lag, vielleicht in einer Uniform wie seiner. Er versuchte den Kopf zu drehen, doch Gurte hielten seine Schultern fest.

„Wo sind wir?“, fragte er auf Deutsch.

Niemand antwortete. Der Wagen rumpelte durch einen Granattrichter. Der Schmerz schoss durch seinen Rücken. Matthias biss sich auf die Lippe, um nicht zu schreien. Seit seiner Kindheit hatte man ihm beigebracht, Schmerzen schweigend zu ertragen. Im Lager hatten die Jungen über denjenigen gelacht, der auf einem Marsch als Erster um eine Pause bat. Becker hatte gesagt, der Körper müsse dem Willen gehorchen. Nun gehorchte der Körper nicht. Und das war kein moralisches Versagen, sondern schlicht eine Tatsache. Zum ersten Mal empfand Matthias ein schwaches, beinahe beschämendes Mitgefühl mit sich selbst. Kein Selbstmitleid — das hätte er verachtet. Eher Verwunderung: Warum hatte er von einem fünfzehnjährigen Körper überhaupt verlangt, sich so zu verhalten, als müsse er einer fremden Legende entsprechen? Als der Wagen anhielt, wurde die Tür aufgerissen. Licht traf ihn in die Augen. Jemand fragte nach seinem Alter. Lebedew antwortete: fünfzehn. Matthias wollte rufen, dass das Alter nichts bedeute. Er war Soldat. Er hatte gekämpft. Er war für eine Stellung verantwortlich gewesen. Doch er sagte nichts. Das Wort „fünfzehn“ klang plötzlich nicht wie eine Beleidigung, sondern

wie eine Zahl, die viel zu vieles erklärte.

Sie trugen ihn hinein. Kurz bevor er erneut das Bewusstsein verlor, sah er, dass Lebedew nebenherging und den Goethe-Band unter dem Arm trug. Sein Vater hätte sich vermutlich über den Staub auf dem Einband geärgert. Dieser absurde Gedanke war sein letzter.

Kapitel 3. Der Gefangene

Matthias kam in einem Klassenzimmer zu sich. Er erkannte es an der Tafel. Unter grauen Schlieren zeichneten sich noch Reste deutscher Wörter ab; daneben hatte jemand mit Kreide ein Schema zur Verbkonjugation begonnen, und über der Tür hing ein Metallhaken, an dem früher vermutlich das Schild mit der Klassennummer befestigt gewesen war. Jetzt standen Feldbetten an den Wänden, auf dem Lehrerpult lagen Verbände und Instrumente, und statt nach Kreide und nassen Mänteln roch der Raum nach Karbol, Blut, Rauch und feuchter Wolle. Der erste Gedanke war sofort da: Gefangenschaft. Der zweite: die Beine. Er versuchte sich zu bewegen. Der rechte Fuß reagierte, der linke kaum. Matthias hielt inne und versuchte es noch einmal. Die Zehen bewegten sich. Das Knie nicht. Panik erfasste ihn so heftig, dass er für einige Sekunden weder an die Russen noch an Deutschland dachte. Sterben war einfach gewesen. Eine Bewegung, ein Blitz, Ende. Wie man als Mensch weiterlebt, der nie wieder gehen kann, konnte er sich nicht vorstellen. Er riss sich stärker zusammen. Der Schmerz zog vom Kreuz in die Seite, vor seinen Augen wurde es dunkel.

„Liegen bleiben!“

Die Stimme gehörte einer Frau. Eine Frau in Uniform trat an sein Bett. Das helle Haar steckte unter einem Kopftuch, die Ärmel waren hochgekrempelt, die Haut ihrer Hände vom kalten Wasser gerötet. Matthias spannte sich sofort an. Die Frau kontrollierte seinen Verband, sagte etwas auf Russisch zu einem anderen Sanitäter — er verstand kein Wort — und zeigte dann auf einen Becher.

„Wasser?“

Ihr Akzent war so stark, dass das Wort beinahe komisch klang. Matthias wandte sich ab. Von den Russen würde er kein Wasser nehmen. Der Gedanke verschaffte ihm eine unerwartete Erleichterung: Solange er noch ablehnen konnte, hatte er wenigstens über irgendetwas Macht. Die Frau versuchte nicht, ihn zu überreden. Sie zuckte mit den Schultern, stellte den Becher auf den Hocker und ging zu einem anderen Verwundeten.

Zehn Minuten später hatte Matthias alles bis auf den letzten Tropfen ausgetrunken. Heimlich, obwohl er genau wusste, dass niemand ihn beobachtete. Das Wasser war lauwarm und schmeckte nach Metall. Nie hatte er etwas Köstlicheres getrunken. Danach schämte er sich. Nicht wegen des Durstes. Sondern weil er Gift im Wasser erwartet hatte, Spott, die Forderung nach Dankbarkeit. Nichts davon geschah. Die Frau bemerkte den leeren Becher nicht einmal, bis sie wiederkam, um den Verband zu wechseln.

„Noch?“, fragte sie und deutete auf das Wasser.

Nach kurzem innerem Kampf nickte Matthias. Das war seine zweite Niederlage an diesem Tag. Lebedew erschien gegen Abend. Er setzte sich auf die Fensterbank, als wären nach dem Unterricht nur zwei Schüler im Klassenzimmer geblieben und nicht ein sowjetischer Soldat und ein deutscher Gefangener.

„Du lebst."

„Sehe ich."

„Schon mal nicht schlecht."

„Für wen?"

Andrej seufzte.

„Es geht wieder los."

Matthias hasste diese ruhige Art. Er wollte einen Sieger sehen: selbstzufrieden, grausam, triumphierend. Er wollte einen Beweis dafür, dass man ihnen alles richtig erzählt hatte. Doch Lebedew sah nur müde aus. Bläuliche Schatten unter den Augen, die Uniform schmutzig, das Handgelenk verbunden. Er wirkte nicht wie ein Mann, dem soeben eine glänzende neue Welt zugefallen war. Eher wie jemand, der sehr lange gegangen war und noch nicht wusste, ob er schon stehen bleiben durfte.

„Wo bin ich?"

„Auf einem Verbandsplatz. Früher war das eine Schule. Der Arzt hat dich untersucht."

Matthias spürte, wie sein Herz schneller schlug.

„Die Beine?"

„Die Wirbelsäule ist nicht durchtrennt. Ein Splitter und eine schwere Prellung. Die Schwellung drückt auf die Nerven. Der

Arzt sagt, die Chancen stehen gut, dass du wieder normal laufen kannst."

Matthias brauchte einen Moment, um die Worte zu begreifen.

„Gut?"

„Das heißt mehr als fünfzig Prozent, falls du eine genaue Zahl brauchst."

„Ist er ein deutscher Arzt?"

„Ein sowjetischer."

Matthias schwieg.

„Sie behandeln mich?"

„Wie du siehst."

„Warum?"

Andrej sah zu den benachbarten Betten. Dort lagen sowjetische Verwundete, zwei deutsche Soldaten und ein älterer Zivilist mit verbundenem Kopf. Ein Russe schlief und stöhnte leise. Ein anderer saß da und versuchte mit der linken Hand Brei zu essen, weil der rechte Arm an die Brust gebunden war.

„Weil du verwundet bist."

„Ich bin der Feind."

„Ein Verwundeter ist zuerst ein Verwundeter. Feind kommt später."

Matthias hielt das für einen schönen Satz, den man für Verhöre gelernt hatte. Vielleicht arbeitete man so mit Gefangenen: Güte zeigen, den Widerstand brechen, sie zum Reden bringen. Er begann zu beobachten. Stundenlang fragte ihn niemand nach seiner Stellung, seinen Kameraden oder

Befehlen. Die Frau mit dem Kopftuch — Andrej nannte sie Anna — wechselte die Verbände bei Russen und Deutschen mit derselben Sachlichkeit. Als der ältere Deutsche Wasser verlangte, brachte sie welches. Als ein sowjetischer Verwundeter vor Schmerzen fluchte, fuhr sie ihn genauso an wie Matthias, als er aufzustehen versucht hatte. Am meisten ärgerte ihn das Fehlen jeder Siegespose. Er hatte erwartet, dass die Sieger seine Hilflosigkeit genossen. Dafür waren sie viel zu beschäftigt. Der Soldat gegenüber, der mit dem Verband an der Schläfe, bemerkte, dass Matthias auf das Brot sah. Er brach die Hälfte ab und hielt sie ihm hin. Matthias wandte den Kopf weg.

Eine Minute später lag das Brot noch immer am Rand seines Bettes.

„Weiß er, wer ich bin?“, fragte Matthias Andrej.

„Natürlich.“

„Warum dann?“

„Vielleicht teilt er einfach sein Brot.“

Das Wort „vielleicht“ ärgerte ihn wieder. In der alten Welt hatte alles genau eine Ursache. Ein Russe handelt so, weil er Russe ist. Ein Deutscher, weil er Deutscher ist. Ein Held, weil er mutig ist. Ein Feigling, weil er schwach ist. Ein Jude, weil … Matthias brach den Gedanken ab. Noch nie war ihm aufgefallen, wie bequem es war, einen Menschen mit einem einzigen Wort erklären zu können. „Vielleicht“ ließ die Grenzen verschwimmen. Es ließ zu viel Luft hinein. Gegen Abend aß Matthias das Brot schließlich doch. Nicht aus Dankbarkeit, sagte

er sich. Aus Hunger.

In der Nacht schlief er fast gar nicht. Sein Rücken schmerzte. Jemand schrie im Schlaf. Draußen fuhren Fahrzeuge vorbei, hin und wieder waren Schüsse zu hören. Matthias lag wach und dachte an die Granate. Nicht daran, dass er beinahe gestorben wäre. Daran, dass er sie selbst losgelassen hatte. Das beunruhigte ihn mehr. Hätte Lebedew sie ihm aus der Hand geschlagen oder wäre Matthias vorher bewusstlos geworden, hätte er sagen können: Sie haben mich daran gehindert, meine Pflicht zu erfüllen. Aber er selbst hatte die Finger geöffnet. Warum? Angst? Dann war es Feigheit. Oder war es dem Russen gelungen, ihn zu täuschen? Diese Version gefiel ihm besser. Matthias überzeugte sich beinahe davon, auf einen psychologischen Trick hereingefallen zu sein. Dann erinnerte er sich daran, dass Lebedew mehrmals gesagt hatte: Glaub mir nicht. Ein Betrüger, der einen aufforderte, ihm nicht zu glauben, war unbequem.

Am Morgen prüfte der Arzt die Empfindlichkeit in seinen Beinen. Er stach mit einer Nadel in den Fuß und fragte über Andrej, ob Matthias etwas spüre.

„Hier?“

„Ja.“

„Hier?“

„Schwächer.“

„Und hier?“

Matthias zuckte mit dem Bein. Der Arzt brummte zufrieden.

„Gut.“

„Was hat er gesagt?“

„Dass du uns allen zum Trotz leben wirst.“

Der Arzt sagte scharf etwas auf Russisch.

Am Ton des Arztes und an Lebedews allzu leichtem Grinsen begriff Matthias nur eines: Andrej hatte sehr frei übersetzt.

„Fast“, gab Andrej zu.

„Dann übersetz genau.“

Andrej sah überrascht aus.

„Kommandierst du schon deinen Dolmetscher herum?“

„Ich will es wissen.“

Lebedew lächelte.

„Er hat gesagt: ‚Junger Organismus. Das heilt.‘ Mehr nicht.“

Matthias nickte. Aus irgendeinem Grund gefiel ihm die genaue, langweilige Übersetzung besser als der schöne Satz. Später saß Andrej mit einem Buch am Fenster. Matthias beobachtete ihn lange und hielt es schließlich nicht mehr aus.

„Haben Sie wirklich an einer Universität studiert?“

„Wirklich.“

„Wo?“

„In Leningrad.“

Der Name klang jetzt anders.

„Was?“

„Deutsche Sprache, Literatur. Ein wenig Geschichte. Ich wollte Lehrer werden.“

„Ein Russe studiert deutsche Literatur.“

„Kommt vor.“

„Nach allem, was Deutschland Ihrem Land angetan hat, wollen Sie Goethe lesen?“

Andrej schloss das Buch.

„Goethe ist nicht in die Sowjetunion einmarschiert.“

Der Satz war beinahe komisch. Matthias wollte widersprechen: Kultur gehört zum Volk, das Volk zum Staat, der Staat führt Krieg. Doch plötzlich sah er, wie viele gedankliche Stufen man überspringen musste, um einen Dichter für den Vormarsch einer Armee verantwortlich zu machen.

„Aber er ist Deutscher.“

„Du auch.“

Matthias spannte sich an.

„Na und?“

„Eben.“

Andrej schlug das Buch wieder auf. Matthias schwieg einige Minuten.

„Hast du Tolstoi gelesen?“, fragte Andrej.

„Nein.“

„Schade.“

„Warum?“

„Er ist Russe. Am Ende stellt sich noch heraus, dass er ein Mensch ist.“

Matthias wollte sich beleidigt fühlen, doch plötzlich lächelte er. Nur ganz kurz. Sofort verbarg er es wieder. Anna kam, um den Verband zu wechseln. Sie arbeitete schnell und ohne überflüssige Worte. Matthias sah auf ihre Hände und dachte,

dass sie irgendwo zu Hause Krankenschwester hätte sein können, einen Mann haben, Kinder, vielleicht Deutsche hassen. Er wusste nichts davon. Als sie fertig war, rang er einige Sekunden mit sich.

„Danke“, sagte Matthias leise.

Anna hielt inne und hob überrascht die Brauen.

„Bitte“, antwortete sie mit starkem Akzent.

Dann ging sie. Matthias wurde beinahe wütend auf sich selbst: Der Dank hatte viel zu einfach geklungen, als lägen nicht eine Front, Gefangenschaft und alles, was man ihm beigebracht hatte, zwischen ihnen. Dann verstand er — genau deshalb war es wichtig. Ein kurzes „Danke“ änderte nichts. Er blieb Gefangener. Die Stadt war eingenommen. Der Krieg war fast verloren. Sein Vater blieb tot. Der sowjetische Soldat gegenüber blieb ein Mensch, auf den Matthias noch zwei Tage zuvor hätte schießen können. Doch zum ersten Mal begann sich die Welt nicht mehr in „die Eigenen“ und „die Fremden“ zu teilen, sondern in einzelne Menschen, die anders handeln konnten, als die Propaganda es versprochen hatte. Es war nur der erste Zweifel. Und Matthias ahnte noch nicht, wie viel Kraft er darauf verwenden würde, ihn wieder loszuwerden.

Nachts wurde das Lazarett zu einem anderen Ort. Am Tag füllten Schritte, Befehle, Metallklirren, Essensgeruch und die Stimmen der Sanitäter den Raum. Nachts blieben Husten, Stöhnen und das Rascheln der Laken. Matthias lag mit offenen Augen da und versuchte an den Geräuschen zu erkennen, wer um ihn herum Russe und wer Deutscher war. Nach einer

Weile begriff er, dass es sinnlos war. Schmerz klang gleich. Links atmete schwer ein sowjetischer Soldat mit verbundenem Brustkorb. Zwei Betten weiter lag ein älterer Deutscher, den man am Abend hereingebracht hatte. Einer murmelte im Schlaf auf Russisch, der andere auf Deutsch. Die Worte verstand Matthias nicht, doch in beiden Stimmen hörte er dieselbe hilflose, beinahe kindliche Färbung. Diese absurde Symmetrie machte ihn unruhig. Er drehte sich zur Wand.

Er wollte alles um sich herum hassen. Hass stellte die vertraute Ordnung wieder her. Doch nun stieß er ständig auf konkrete Gesichter. Anna. Lebedew. Der Soldat, der sein Brot geteilt hatte. Der Sanitäter, der Matthias vorsichtig auf die Seite gedreht und ihm mit Gesten den Schmerz angekündigt hatte, weil er kein Deutsch sprach. Matthias sagte sich immer wieder: Einzelne Handlungen beweisen nichts. Die Russen bleiben Feinde. Sie sind mit Waffen nach Deutschland gekommen. Und dann tauchte zwangsläufig die nächste Frage auf: War sein Vater ohne Waffe in den Osten gegangen? Bei diesem Gedanken riss Matthias die Augen auf. Nein. Nicht jetzt. Er zwang sich, an die Beine zu denken. Der rechte Fuß gehorchte ein wenig besser. Im linken spürte er ein schwaches Kribbeln. Der Arzt hatte über den Dolmetscher gesagt, das sei ein gutes Zeichen, Garantien gebe es aber keine.

Zum ersten Mal hatte Matthias wirkliche Angst vor der Zukunft. Mit der Granate war alles einfach gewesen: Sekunden. Nun dehnte sich die Zukunft über Monate. Würde er wieder

laufen können? Lebte seine Mutter? Wo war Lotta? Was würde mit ihm als Gefangenem geschehen? Was würden die Nachbarn sagen, wenn sie erfuhren, dass er sich ergeben hatte? Obwohl er sich doch gar nicht ergeben hatte. Er hatte nur … Er brachte den Satz nicht zu Ende. Auf dem Nachbarbett wachte der Russe auf und bat um Wasser. Keine Krankenschwester war in der Nähe. Der Becher stand auf dem Tisch zwischen den Betten, näher bei Matthias. Er sah ihn lange an. Dann streckte er die Hand aus. Der Rücken antwortete mit Schmerz. Gerade eben erreichte er den Becher und schob ihn an den Rand. Der Russe sagte etwas. Vermutlich bedankte er sich. Matthias verstand es nicht. Und plötzlich ärgerte er sich über sich selbst: Diese kleine Geste bedeutete nichts, aber er fürchtete bereits, dass der Weg zurück in seine alte Welt mit jeder solchen Geste schwerer werden würde.

Am Morgen war er Lebedew gegenüber wieder kühl. In der Nacht jedoch hatte er einem Feind geholfen zu trinken. Und niemand außer ihm selbst hatte es bemerkt. Am dritten Tag zwang der Arzt ihn, sich aufzusetzen. Zwei Sanitäter stützten ihn an den Schultern. Sofort schwankte die Welt, in den Ohren rauschte es, doch Matthias war zu stolz, darum zu bitten, wieder hingelegt zu werden.

„Genug“, sagte der Arzt in einem noch schlechteren Deutsch als Anna.

„Ich kann noch.“

„Wozu?“

Matthias verstand die Frage nicht. Der Arzt wiederholte langsamer:

„Wozu noch? Was beweisen?“

Beinahe hätte Matthias geantwortet: Dass ich nicht schwach bin. Doch plötzlich hörte er den Satz von außen. Wem wollte er etwas beweisen? Dem russischen Arzt? Sich selbst? Becker, der gar nicht hier war? Er ließ sich wieder hinlegen. Nichts geschah. Niemand nannte ihn einen Feigling. Deutschland verschwand nicht. Die Decke stürzte nicht ein. So entdeckte er eine merkwürdige Eigenschaft seines neuen Lebens: Manche Verbote existierten nur in ihm selbst.

Später hörte er zwei sowjetische Soldaten streiten. Die Wörter verstand er kaum, der Ton war jedoch vollkommen gewöhnlich — einer ärgerte sich, der andere lachte. Matthias sah ihnen zu und versuchte, das Gehörte mit dem Bild einer gesichtslosen Horde zu verbinden. Es gelang ihm nicht. Eine gesichtslose Horde streitet nicht über Stiefel, schimpft nicht über den Brei, erzählt der Sanitäterin keine Witze. Er wurde wütend auf die Einzelheiten, weil sie eine bequeme Verallgemeinerung zerstörten.

Am Abend fragte er Lebedew:

„Lesen bei Ihnen alle deutsche Bücher?“

„Nein.“

„Dann sind Sie eine Ausnahme.“

„Worin?“

„In Ihrer Bildung.“

Andrej grinste.

„Sehr schmeichelhaft."

„Ich meine es ernst."

„Ich nicht. Bei uns gibt es Kluge und Dumme, Gebildete und Analphabeten. Wie bei euch."

„Bei uns ist das anders."

Matthias hatte es automatisch gesagt und bereute es sofort.

„Natürlich", sagte Andrej. „Deutsche Dummköpfe sind organisierter dumm."

Matthias schnaubte. Dann musste er gegen seinen Willen lachen. Das Lachen zog schmerzhaft durch seinen Rücken, und er hörte sofort auf. Doch die wenigen Sekunden vor dem Schmerz waren beinahe normal gewesen. Das erschreckte ihn: Die Normalität kehrte zu schnell zurück, als dürfte der Krieg für ihn nicht enden, bevor er irgendeine Strafe getragen hatte. Vor dem Einschlafen erinnerte er sich an sein leises „Danke". Noch gestern war es unmöglich gewesen, einem Feind zu danken. Heute war das Unmögliche bereits geschehen — und die Welt war nicht zusammengebrochen. Matthias begriff nur eines: Veränderungen beginnen nicht mit großen Überzeugungen. Manchmal beginnen sie mit einer kleinen Handlung, die ein Mensch noch nicht erklären kann und deshalb besonders gern vergessen würde.

Kapitel 4. Die Frage

Drei Tage später wurde Matthias zu seinem ersten offiziellen Verhör gebracht. Es war der 30. April, doch das Datum

bedeutete ihm nichts. Im Lazarett unterschieden sich die Tage nur durch Verbandswechsel, Schmerzen und die Zahl der Male, die es ihm gelang, das linke Bein zu bewegen. Draußen ging der Krieg weiter. Manchmal hörte man Geschütze, manchmal wurde es für Stunden still, und gerade dann war die Unruhe am größten. Matthias hatte einen Keller erwartet. Eine grelle Lampe im Gesicht, Geschrei, einen Schlag, Drohungen. Man hatte ihnen von sowjetischen Kommissaren erzählt, von Folter, davon, dass Gefangene zu unmöglichen Geständnissen gezwungen würden. Auf dem Weg hatte er sich vorbereitet: Name, Alter, Nummer der Organisation nennen — und danach schweigen. Schon der erste Blick in das ehemalige Büro der Stadtverwaltung zerstörte diesen Plan. Ein kahler Tisch, zwei Stühle, eine Karte an der Wand, ein offenes Fenster. Auf dem Fensterbrett stand eine Tasse mit kaltem Tee. Hauptmann Orlow war ein ruhiger Mann um die vierzig, mit schweren Lidern und einem vollkommen unauffälligen Gesicht. Er spielte weder den Gütigen noch den Grausamen. Er schrieb einfach auf.

Lebedew saß seitlich daneben und übersetzte.

„Name?“

„Matthias Krüger.“

„Geburtsjahr?“

Matthias nannte es.

„Alter?“

„Fünfzehn.“

Orlow hob den Blick, als wolle er sich vergewissern, richtig

gehört zu haben.

„Organisation?“

Matthias zögerte.

„Hitlerjugend.“

„Seit wann sind Sie Mitglied?“

Er antwortete. Die Fragen kamen eine nach der anderen. Keine Anklagen — Präzisierungen. Wo hatten die Übungen stattgefunden? Wer hatte sie geleitet? Welche Ausbildung hatten sie erhalten? Wann hatte er zum ersten Mal geschossen? Wer hatte im Frühjahr die Waffen ausgegeben? Matthias entspannte sich allmählich, und gerade das machte ihm Angst. Zuerst Exerzieren, Märsche, Sportwettkämpfe. Dann Luftgewehre und Kleinkaliberwaffen, Orientierung, Nachrichtenwesen, das Werfen von Übungsgranaten. Echte Kriegswaffen waren später gekommen. In den letzten Monaten Panzerfäuste und Übungen im Kampf gegen Panzer.

„Man hat Ihnen mit fünfzehn eine Panzerfaust gezeigt?“, fragte Orlow nach.

„Ja.“

„Wer?“

Matthias nannte Beckers Namen. Der Hauptmann schrieb ihn auf.

„Gut.“

Dieses „gut“ wirkte beinahe beleidigend.

„Was soll daran gut sein?“

Lebedew übersetzte. Orlow sah Matthias an.

„Dass Sie präzise antworten. Nicht dass man einem Jugendlichen beibringt, einen Panzer zu vernichten."

Matthias schwieg. Er hatte auf Fallen gewartet, doch der Hauptmann trennte zu oft zwischen Tatsache und Bewertung. Das entzog seiner gewohnten Abwehr den Boden.

„Warum haben Sie gekämpft?", fragte Orlow schließlich.

Die Antwort lag längst bereit.

„Wir haben Deutschland gegen den Bolschewismus verteidigt."

„Deutschland hat sich nur verteidigt?"

„Ja."

„Den ganzen Krieg?"

„Ja."

Orlow sah in seine Notizen.

„Wo ist Ihr Vater gefallen?"

Matthias spannte sich an.

„Im Osten."

„In der Sowjetunion?"

„Ja."

„Was hat er dann dort verteidigt?"

Matthias spürte Kälte in der Brust.

„Es war ein Präventivkrieg."

„Gegen welche konkrete Gefahr?"

„Die Sowjetunion bereitete einen Angriff vor."

„Woher wissen Sie das?"

„Das ist bekannt."

„Als Deutschland die Sowjetunion angriff, waren Sie elf?“

„Ja.“

„Dann hat man Ihnen die sowjetischen Operationspläne wohl kaum gezeigt.“

Matthias wurde rot.

„Ich habe darüber gelesen.“

„Was genau?“

Er versuchte sich zu erinnern. Zeitungsartikel. Broschüren. Reden. Kein einziges Dokument. Orlow drängte nicht weiter.

„Polen?“

Matthias schwieg.

„Norwegen? Belgien? Die Niederlande?“

„Ich kenne die Einzelheiten nicht.“

Der Hauptmann nickte unerwartet.

„Gut. Dann verlangen wir keine Antwort auf etwas, das Sie nicht wissen.“

Der Satz wirkte stärker als Druck. Matthias war es gewohnt, dass fehlende Antworten Schwäche bedeuteten. Bei Versammlungen, in der Schule, bei Schulungen musste man sicher sprechen, selbst wenn man etwas nicht wusste. Zweifel galten als mangelnde Überzeugung. Hier erlaubte ein erwachsener Offizier ihm, etwas nicht zu wissen — und nahm ihm damit gewissermaßen die Möglichkeit, sich hinter einer fertigen Formel zu verstecken. Orlow blätterte um.

„Halten Sie sich für einen Soldaten?“

„Ja.“

„Dienstgrad?“

„Keinen.“

„Militärische Einheit?“

Matthias schwieg.

„Kommandeur?“

„Becker hat uns geführt.“

„Ist er Soldat?“

„Ich weiß es nicht.“

„Dann noch einmal: Warum halten Sie sich für einen Soldaten?“

„Ich habe gekämpft.“

„Das beschreibt eine Handlung. Ich frage, wer Sie zum Soldaten gemacht hat.“

Wut stieg in ihm auf.

„Ich bin kein Kind.“

Orlow legte den Bleistift beiseite.

„Wie alt sind Sie?“

„Das habe ich schon gesagt.“

„Fünfzehn.“

„Na und?“

„Ein Gewehr macht einen Menschen nicht älter.“

Matthias ballte die Fäuste.

„Ich habe selbst zugestimmt.“

„Das ist wichtig.“

Er hatte mit Spott gerechnet, doch Orlow sprach ruhig weiter: „Sie tragen Verantwortung für das, was Sie getan haben.

Aber die Erwachsenen tragen Verantwortung dafür, dass sie Sie dorthin gestellt haben, wo Sie es tun mussten. Das eine hebt das andere nicht auf."

Matthias war verwirrt. Für ihn hatte es nur zwei Möglichkeiten gegeben: Entweder war er ein Held, der seine Pflicht bewusst angenommen hatte, oder ein Kind, für das keinerlei Verantwortung gelten konnte. Orlow bot eine dritte Möglichkeit an — unangenehm und kompliziert. Matthias konnte zugleich ein Jugendlicher sein, den man benutzt hatte, und ein Mensch, der dennoch selbst den Abzug betätigt hatte. Dahinter ließ sich weder das Alter noch Heldentum als Versteck benutzen.

„Wenn erwachsene Männer das Land verteidigten", fuhr Orlow fort, „warum brauchte man dann einen fünfzehnjährigen Jungen?"

„Weil Krieg war."

„Das ist keine Antwort."

„Jeder muss sein Vaterland verteidigen."

„Auch Kinder?"

„Ich bin kein Kind."

Orlow atmete müde aus.

„Gut. Waren Sie mit zehn ein Kind?"

„Ja."

„Mit zwölf?"

Matthias zögerte.

„Wahrscheinlich."

„Mit vierzehn?“

Er begriff, wohin die Frage führte, und schwieg. Der Hauptmann lächelte nicht.

„Genau deshalb frage ich nicht nach dem Wort, sondern nach der Grenze. Wer hat sie gezogen? Sie selbst? Becker? Ein Staat, dem die erwachsenen Soldaten ausgingen?“

Matthias spürte, wie sein Gesicht heiß wurde.

„Sie wollen, dass ich sage, ich sei gezwungen worden.“

„Nein.“

„Aber genau das wollen Sie beweisen.“

„Ich beweise Ihnen gar nichts. Ich halte fest, was geschehen ist.“

„Warum dann die Fragen?“

Orlow sah ihn lange an, fast neugierig.

„Weil Tatsachen ohne Fragen oft sehr bequem werden.“

Matthias sah zu Lebedew. Der schwieg. Das Verhör endete ohne Geständnisse, ohne Drohungen, ohne die Forderung nach Reue. Niemand zwang Matthias zu sagen, Deutschland sei schuldig. Niemand verlangte von ihm, sich selbst einen Verbrecher zu nennen. Man erlaubte ihm sogar, einen falsch notierten Familiennamen im Protokoll zu korrigieren. Gerade das beunruhigte ihn am meisten. Auf dem Rückweg holte er Lebedew im Flur ein.

„Du hast gesagt, deine Mutter sei wegen der Deutschen gestorben.“

„Ja.“

„Wo?“

„In Leningrad. Verhungert.“

„Deine Schwester auch?“

„Ja. Sie war elf.“

Matthias blieb stehen. Er hatte von Leningrad gehört. Karten, Meldungen, militärische Kommentare. Die Stadt war eingeschlossen. Die Versorgung unterbrochen. Der Widerstand ging weiter. Alles war in einer Sprache beschrieben worden, in der Hunger als Mittel erschien, Druck auf eine Garnison auszuüben.

„Dort waren Soldaten“, sagte er.

„Ja.“

„Dann war die Stadt ein militärisches Ziel.“

„Ja.“

Wieder war die Antwort unbequem. Matthias hatte erwartet, Andrej würde sagen: Nein, dort waren nur Frauen und Kinder. Dann hätte man widersprechen können. Doch Lebedew bestätigte das Offensichtliche und stellte eine zweite offensichtliche Wahrheit daneben.

„Und Zivilisten waren auch dort“, fügte er hinzu.

Matthias senkte den Blick.

„Erzählst du mir das, damit ich mich schuldig fühle?“

„Du hast gefragt.“

„Aber ich bin Deutscher.“

„Das ist eine Tatsache der Geburt. Kein Urteil.“

„Und wenn mein Vater dort war?“

„Dann muss man herausfinden, was dein Vater getan hat."

„Und wenn er etwas Schlechtes getan hat?"

Lebedew schwieg einen Moment.

„Dann wäre das eine Wahrheit über deinen Vater. Nicht über dich."

Matthias spürte beinahe körperlichen Schmerz.

„Du hast leicht reden."

„Nein."

Andrej sah aus dem Fenster. Der Hof war voll mit Fahrzeugen, Tragen und Menschen.

„Ganz und gar nicht."

Sie erreichten die Tür.

„Noch etwas", sagte Andrej. „Glaub mir nicht nur deshalb, weil ich sicher klinge."

Matthias runzelte die Stirn.

„Warum?"

„Weil Sicherheit einen Menschen nicht recht haben lässt."

„Wem soll ich dann glauben?"

„Tatsachen. Zeugen. Mehreren Quellen. Manchmal dir selbst — aber vorsichtig."

„Das ist unmöglich."

„Ja."

„Was heißt ‚ja'?"

„Es ist unmöglich zu leben, ohne sich je zu irren."

Matthias sah ihn an und verstand nicht, weshalb der Gedanke zugleich fast wie Befreiung und wie eine Drohung klang.

„Sieh selbst hin“, fuhr Andrej fort. „Vergleiche. Prüfe. Entscheide.“

„Und wenn ich entscheide, dass du lügst?“

„Dann entscheidest du das.“

Lebedew ging. Matthias blieb lange auf seinen Krücken im Flur stehen, bis ein Sanitäter ihn aufforderte weiterzugehen. Sein ganzes Leben hatte man ihm beigebracht, nach einem Menschen zu suchen, dem man die richtige Antwort anvertrauen konnte. Zum ersten Mal verzichtete ein Erwachsener auf dieses Recht. Und Matthias wusste noch nicht, dass die Freiheit, selbst zu denken, sich zunächst nicht wie Freiheit anfühlt, sondern wie der Verlust einer Stütze. Nach dem Verhör war er so wütend, dass er fast zitterte. Er hatte mit Demütigungen, Drohungen, mit dem Versuch gerechnet, ihn von Deutschland abzubringen. Stattdessen hatte er ein paar Fragen bekommen, die nun auch ohne Orlow weiterklangen. Warum war sein Vater in der Sowjetunion gewesen? Warum hatte man einem Fünfzehnjährigen eine Waffe gegeben? Warum nannte man einen Krieg, der weit jenseits der deutschen Grenzen begonnen hatte, Verteidigung? Matthias legte sich mit dem Gesicht zur Wand und suchte nach Antworten. Nicht für die Russen — für sich.

Polen hatte Deutschland bedroht. Die Alliierten hatten Deutschland eingekreist. Der Bolschewismus hatte einen Angriff vorbereitet. Präventivkrieg. Europa war vor dem Kommunismus gerettet worden. So hatten Lehrer und Radio gesprochen.

Matthias ging die Formeln durch, als blättere er in einem Lehrbuch. Das Problem war, dass nun jeder Satz eine weitere Frage verlangte. Wer sagte das? Woher wusste man es? Wann? Welche Dokumente? Lebedew hatte ihm gewissermaßen die vertraute Sprache verdorben. Früher beendete eine Behauptung ein Gespräch. Jetzt eröffnete sie es erst. Matthias hasste diesen Zustand. Sein Kopf schmerzte stärker als sein Rücken. Wenigstens für eine Stunde wollte er seine Gewissheit zurück. Er rief Anna und bat um Papier. Oben schrieb er: „Warum Deutschland recht hatte." Der erste Satz fiel leicht: „Wir verteidigten Europa gegen den Bolschewismus." Darunter stand, beinahe gegen seinen Willen, ein zweiter: „Wer hat entschieden, dass man dafür in die Sowjetunion einmarschieren musste?" Matthias strich die Frage durch und schrieb das nächste Argument.

Einige Minuten später stand daneben wieder eine Frage. Am Abend war das Blatt von Strichen durchzogen. Matthias zerknüllte es und warf es zu Boden. Lebedew, der später hereinkam, hob den Papierball auf.

„Lies das nicht."

Andrej legte das zerknüllte Blatt auf den Nachttisch.

„Tue ich nicht."

„Ist es dir egal?"

„Nein."

„Warum liest du es dann nicht?"

„Weil du gesagt hast, ich soll es nicht lesen."

Matthias starrte ihn an. Selbst der Respekt vor einer Bitte ärgerte ihn. Alles, was Andrej tat, nahm Matthias auf irgendeine Weise den bequemen Feind.

„Ich hasse dich“, sagte er.

„Vielleicht.“

„Nicht vielleicht. Ich hasse dich.“

„Gut.“

„Das ist alles?“

„Was soll ich sonst tun?“

Matthias wandte sich ab. Einige Minuten später sagte er leiser:

„Wegen dir war vorher alles einfacher.“

Andrej schwieg lange.

„Ich weiß.“

An diesem Abend begriff Matthias zum ersten Mal, dass er sich längst nicht mehr gegen einen Menschen wehrte. Er wehrte sich gegen die Notwendigkeit, selbst zu antworten. Zum nächsten Verhör meldete er sich freiwillig. Orlow war überrascht, stimmte aber zu.

„Möchten Sie etwas ergänzen?“

„Nein. Ich möchte etwas fragen.“

Der Hauptmann legte den Bleistift beiseite. Matthias brauchte lange, um die Frage zu formulieren.

„Wenn Sie glauben, dass Deutschland angegriffen hat — warum fragen Sie dann mich? Sie kennen die Antwort doch schon.“

Orlow sah zu Lebedew, der übersetzte, dann wieder zu

Matthias.

„Ich weiß, wann deutsche Truppen die Grenze der Sowjetunion überschritten haben. Das ist eine Tatsache. Ich weiß nicht, was man Ihnen darüber erzählt hat und warum Sie es geglaubt haben. Das ist eine andere Frage."

„Aber es nützt Ihnen doch, wenn ich sage, dass man uns belogen hat."

„Möglicherweise."

Matthias zuckte überrascht zusammen.

„Wie soll ich Ihnen dann glauben?"

„Das müssen Sie nicht."

Lebedew lächelte kaum merklich: eine vertraute Formel. Orlow fuhr fort:

„Genau deshalb gibt es Dokumente. Daten. Befehle. Aussagen verschiedener Menschen. Gut ist ein Schluss, den man prüfen kann, unabhängig davon, ob er mir nützt oder nicht."

Matthias schwieg. Er hatte Propaganda in umgekehrter Richtung erwartet — einen russischen Becker, nur mit einem anderen Abzeichen. Stattdessen räumte der Offizier ein, dass auch er Interessen hatte, und forderte ihn auf zu prüfen. Das machte die Russen nicht automatisch zu den Richtigen. Aber es veränderte die Art des Gesprächs.

„Und wenn Ihre Dokumente auch Lügen sind?"

„Dann suchen Sie andere."

„Wo?"

Orlow rieb sich müde den Nasenrücken.

„Nach dem Krieg wird es genug Arbeit für Menschen geben, die Archive lesen können."

Damals kam Matthias der Satz beinahe sinnlos vor. Jahre später würde er sich an der Universität daran erinnern. Vorerst kehrte er mit einer neuen Form von Ärger in den Saal zurück: Nicht einmal der Feind gab ihm einen bequemen Grund, auf das Denken zu verzichten.

Kapitel 5. Vor dem Krieg

Vor dem Krieg war sein Vater Lehrer gewesen. Matthias brauchte fast zwei Jahre nach dessen Tod, um diese einfache Tatsache zu vergessen und Friedrich Krüger in ein Foto mit Trauerrand zu verwandeln. Auf dem Bild sah der Vater viel zu ernst aus. Hohe Stirn, runde Brille, der Kragen geschlossen. Genau so erinnerte Matthias ihn später am häufigsten — als würde ein Mensch nach und nach seinem eigenen amtlichen Porträt ähnlich werden. In Wirklichkeit war Friedrich Krüger unbequem, zerstreut und manchmal komisch. Er vergaß, Schranktüren zu reparieren, las beim Essen, legte Bleistifte in die Zuckerdose und erschien einmal bei einer Schulversammlung mit zwei verschiedenen Socken, ohne es bis zum Abend zu bemerken. Die Mutter sagte verärgert, ein Mensch, der zwei Stunden über die Weimarer Klassik sprechen könne, dürfe ruhig lernen, vor dem Regen das Fenster zu schließen. Der Vater unterrichtete Geschichte und Literatur. Manchmal korrigierte er zu Hause Hefte und schimpfte laut über die Floskeln seiner Schüler.

„‚Unser großer deutscher Geist.‘ Was soll das überhaupt heißen?“, sagte er.

Matthias, damals neun oder zehn, lachte.

„Dass wir groß sind.“

„Eine sehr bequeme Erklärung.“

„Sind wir etwa nicht groß?“

„Einzelne Deutsche waren groß. Andere waren dumm. Wieder andere Verbrecher. Ein Land macht nicht alle Menschen gleich.“

Damals hielt Matthias das für langweilige Erwachsenenklauberei. Sonntags nahm der Vater ihn manchmal mit zum Fluss. Angeln mochte Matthias nicht. Er fand es unsinnig, bewegungslos auf einen Fisch zu warten, den man auch kaufen konnte. Doch auf dem Weg erzählte der Vater Geschichten — keine Schuljahreszahlen, sondern Einzelheiten: wie Schriftsteller stritten, wie Könige Angst hatten, wie Minister sich irrten, wie Revolutionäre nach ihrem Sieg zu Beamten wurden.

„Warum steht davon so wenig in den Lehrbüchern?“, fragte Matthias einmal.

„Weil ein Lehrbuch gerade Linien liebt. Das Leben liefert sie selten.“

Ein anderes Mal, als eine Kolonne Soldaten an ihnen vorbeimarschierte, sagte der Vater:

„Merk dir eines: Ein Land braucht eine Armee. Aber ein Land ist nicht seine Armee. Wenn dir irgendwann jemand sagt,

Deutschland existiere nur dort, wo Soldaten marschieren, glaub ihm nicht."

„Warum?"

„Weil Deutschland dann ohne Krieg aufhören würde zu existieren."

Matthias war zehn. Er behielt nur den letzten Satz und vergaß ihn bald. Dann kam die Organisation. Zunächst war alles einfach und anziehend. Wanderungen. Lagerfeuer. Sport. Wettkämpfe. Eine neue Uniform. Das Gefühl, älter zu werden und zu einer riesigen Gemeinschaft zu gehören, in der jeder seinen Platz kannte. Matthias kam aufgeregt nach Hause und erzählte von Märschen, Liedern, Aufgaben. Der Vater hörte zu. Er verbot nichts. Einmal fragte die Mutter:

„Warum hältst du ihn nicht davon ab?"

„Weil ein Verbot sie interessanter machen würde als mich."

„Und so?"

„So wird er wenigstens reden."

Der Vater tat etwas Schlimmeres als jedes Verbot: Er stellte Fragen.

„Der Führer hat gesagt, die Juden seien schuld an der Niederlage und an der Armut", erzählte Matthias einmal.

„Welche Juden genau?"

„Was?"

„Namen."

„Das weiß doch jeder."

„‚Das weiß doch jeder' ist ein gefährlicher Satz."

„Warum?“

„Weil man danach meistens aufhört zu prüfen.“

Matthias wurde wütend.

„Du widersprichst immer.“

„Berufskrankheit.“

„Warum kannst du nicht einfach für Deutschland sein?“

Der Vater nahm die Brille ab.

„Wer sagt, dass man gegen Deutschland ist, nur weil man einem Deutschen widerspricht?“

Damals glaubte Matthias, sein Vater habe Angst vor der neuen Zeit. Das Land veränderte sich rasch: Fahnen, Paraden, Reden, Baustellen, Uniformen, ein Gefühl von Stärke nach Jahren der Demütigung. Die Zweifel eines Lehrers wirkten kläglich neben der Gewissheit der Männer auf den Tribünen. Das Gefährlichste geschah beinahe unmerklich. Die Wörter veränderten sich. Zuerst „Kameradschaft“. Dann kam „Einheit“ dazu. Später „Reinheit“. „Blut“. „Treue“. „Feind“. „Opfer“. Matthias erinnerte sich an keinen Tag, an dem er begonnen hatte, sie ernst zu benutzen. Sie waren einfach in seine Sprache eingedrungen wie neue Redewendungen, die man von Älteren aufschnappt.

Auch in der Schule veränderten sich manche Lehrer. Einer verschwand. Man sagte, er sei versetzt worden. Ein anderer begann jede Stunde mit einer politischen Meldung. An den Wänden erschienen Porträts. Geschichte wurde nach und nach zum Beweis dafür, dass die Gegenwart zwangsläufig und richtig

sei. Der Vater ärgerte sich immer häufiger. Eines Abends riss er einen Artikel aus der Zeitung und legte ihn vor Matthias.

„Lies die Überschrift."

„„Die jüdische Bedrohung der deutschen Kultur.""

„Und jetzt den Artikel."

Matthias las.

„Wie viele konkrete Tatsachen stehen darin?"

„Was?"

„Namen, Daten, Dokumente, Handlungen."

Matthias suchte. Fast nichts.

„Warum steht es dann da?"

„Weil es wahr ist."

„Woher weißt du das?"

„Jetzt fängst du schon wieder an."

Er ging und schlug die Tür zu. Später sagte die Mutter:

„Du könntest etwas sanfter sein."

Der Vater antwortete so leise, dass Matthias ihn nur hörte, weil er hinter der Tür stand:

„Ich fürchte, später ist es zu spät."

Im Sommer 1941 kam genau dieses „später". Am Morgen meldete das Radio den Beginn des Krieges gegen die Sowjetunion. Matthias hörte zu und empfand zugleich Erregung und Angst. Die Rede war in sich geschlossen: Gefahr aus dem Osten, Präventivschlag, Verteidigung Europas. Der Vater schwieg lange beim Frühstück. Dann sagte er:

„Wir haben angegriffen."

Die Mutter hob ruckartig den Kopf.

„Friedrich, nicht vor den Kindern."

„Er ist zwölf. In ein paar Jahren können sie ihn in den Krieg schicken. Dann soll er wenigstens wissen, wer zuerst die Grenze überschritten hat."

„Du wiederholst feindliche Propaganda", platzte Matthias heraus.

Der Vater sah ihn ohne Zorn an.

„Eine Grenze ist keine Propaganda."

Matthias hasste ihn für diese Ruhe. An jenem Tag ging er zur Schulung, ohne sich zu verabschieden. Die ersten Kriegsmonate schienen allen recht zu geben, nur dem Vater nicht. Eine Erfolgsmeldung folgte der nächsten, auf der Karte rückten die Städte immer weiter nach Osten, die Führer sprachen vom nahen Sieg. Abends empfand Matthias beinahe Genugtuung, wenn er den Vater ansah: Siehst du. Friedrich widersprach nicht.

Später kamen die Briefe von Bekannten seltener. In immer mehr Häusern standen Fotos mit Trauerrand. Die Meldungen änderten ihren Ton. Matthias bemerkte es nicht oder wollte es nicht bemerken. Dann wurde der Vater eingezogen. Nicht sofort. Alter, Beruf und irgendwelche Zurückstellungen hielten ihn länger zu Hause als viele andere. Als der Einberufungsbefehl schließlich kam, setzte sich die Mutter an den Tisch und sah lange auf das Papier. Der Vater las es zweimal, faltete es zusammen und sagte:

„Nun gut."

Matthias hatte eine andere Reaktion erwartet. Entschlossenheit. Stolze Worte. Stattdessen reparierte der Vater am Abend endlich die seit Monaten kaputte Schranktür.

„Warum ausgerechnet jetzt?“, fragte Matthias.

„Damit deine Mutter hinterher nicht schimpft, ich sei gegangen und hätte sie so zurückgelassen.“

„Du kommst doch zurück.“

Der Vater sah ihn an.

„Ich hoffe es.“

Das Wort machte Matthias wütend.

„Nach dem Sieg kommen alle zurück.“

„Matthias.“

„Was?“

„Verlange von Menschen keine Versprechen, die sie nicht geben können.“

Vor seiner Abreise holte der Vater den Goethe-Band hervor.

„Nimm ihn.“

„Wozu?“

„Bücher überleben manchmal Menschen.“

„Nicht schon wieder.“

„Ich habe nicht vor zu sterben. Aber der Tod fragt nicht nach meinen Plänen.“

Matthias wollte das nicht hören. An der Tür legte der Vater ihm die Hand auf die Schulter.

„Merk dir eine Sache. Lass niemanden für dich denken.“

„Ich kann selbst denken.“

„Dann gib diese Fähigkeit nicht ab. Nicht an mich. Nicht an einen Lehrer. Und nicht an einen Mann in der schönsten Uniform der Welt."

Matthias nickte nur, damit das Gespräch zu Ende war. Die Briefe aus dem Osten kamen unregelmäßig. Über Kämpfe schrieb der Vater fast nie. Er fragte nach der Schule, nach der Mutter, nach Lotta. Er klagte über die Kälte, den Schlamm und darüber, dass Bücher im Feld schnell verdarben. Einige Male standen merkwürdige Sätze darin. „Hier ist vieles nicht so, wie man es uns zu Hause erzählt hat." „Menschen bleiben Menschen, auch wenn es für uns bequemer wäre, sie nur für Feinde zu halten." „Manchmal ist es leichter, einen Befehl auszuführen, als sich später an ihn zu erinnern." Matthias hielt sich an diesen Zeilen nicht auf. Sie störten das klare Bild. 1943 kam die Todesnachricht. Die Mutter öffnete den Umschlag am Fenster. Zuerst las sie schweigend, dann setzte sie sich. Lotta verstand nicht, was geschah. Matthias riss ihr das Papier aus der Hand. „Den Heldentod gestorben." Drei Worte. Er las sie immer wieder. Sie wurden zu seiner Rettung.

Wenn der Vater heldenhaft gefallen war, hatte sein Tod einen höheren Sinn. Wenn er einen Sinn hatte, war der Krieg notwendig. Wenn der Krieg notwendig war, beleidigte jeder Zweifel daran den Vater. Die Logik war einfach, beinahe makellos, und gerade deshalb hielt Matthias so fest an ihr. Schmerz wurde zu Pflicht. Die Organisation griff das rasch auf. Becker fand die richtigen Worte:

„Dein Vater hat seine Pflicht erfüllt. Jetzt musst du dich seiner würdig erweisen."

Matthias richtete sich auf. Mit jedem Lob wurde der Vater ein wenig weniger lebendig und ein wenig mehr zu einem Denkmal. Matthias hörte auf, sich daran zu erinnern, wie Friedrich den Regenschirm vergaß oder schlecht sang. Er erinnerte sich nur noch an die Uniform, das Foto, die Todesanzeige. Seine Trauer wurde für die Ideologie gerade deshalb so brauchbar, weil Matthias selbst diese Brauchbarkeit wollte. Nun, da er im Lazarett zwischen ebenjenen Russen lag, vor denen er angeblich die Erinnerung an seinen Vater schützen musste, fiel ihm plötzlich der letzte Satz an der Haustür wieder ein. Lass niemanden für dich denken. Die Erinnerung beschämte ihn beinahe körperlich. Nicht weil er seinen Vater weniger liebte. Im Gegenteil. Zum ersten Mal begriff er: Vielleicht hatte er zwei Jahre lang den Tod des Vaters genau auf die Weise verteidigt, vor der der Vater sich am meisten gefürchtet hatte. Matthias versuchte den Gedanken zu vertreiben. Am Abend kam er wieder. In der Nacht ebenfalls.

Am Morgen war er auf Lebedew wütend, obwohl dieser gar nicht gekommen war. So begann der Widerstand. Nicht gegen die Russen. Gegen sich selbst. Am folgenden Tag kamen die Erinnerungen an den Vater ungeordnet. Nicht der Krieg. Nicht die Todesnachricht. Zuerst gewöhnliche Dinge. Friedrich Krüger sitzt am Tisch, korrigiert Schulhefte und unterstreicht bei drei Schülern mit rotem Stift dasselbe Wort. Er ärgert sich,

dass die Kinder eine fertige Formulierung aus dem Lehrbuch wiederholen. „Wenn alle dasselbe geschrieben haben, dann habe entweder ich genial erklärt, oder niemand hat gedacht“, sagt er zur Mutter. Matthias ist zehn. Er lacht, ohne zu verstehen. Ein anderer Abend. Der Vater hört Radio und schaltet plötzlich aus.

„Warum?“

„Weil der Mann viel zu sicher über Dinge spricht, die er gar nicht wissen kann.“

„Aber im Radio wurde es offiziell gesagt.“

„Offiziell bezeichnet die Herkunft einer Behauptung. Es ist kein Beweis.“

Damals hatte Matthias die Augen verdreht. Sein Vater verstand es, selbst Nachrichten zu verderben. Nach Matthias' Eintritt in die Hitlerjugend wurden die Gespräche häufiger. Keine lauten Skandale. Gerade Gespräche — deshalb nervten sie umso mehr. Friedrich fragte, was ihm an der Schulung gefallen habe, was der Führer gesagt habe, weshalb die Jungen den Eid mit genau diesen Worten wiederholten.

„Bist du gegen die Organisation?“, fragte Matthias einmal.

Der Vater sah ihn aufmerksam an.

„Ich bin dagegen, dass irgendeine Organisation größer wird als dein Gewissen.“

„Das sind schöne Worte.“

„Ja. Genau deshalb solltest du ihnen nicht allein wegen ihrer Schönheit glauben.“

Matthias war hinausgegangen und hatte die Tür zugeschlagen.

Jetzt, in der Erinnerung, empfand er beinahe körperliche Demütigung. Wie oft hatte der Vater ihm Warnungen hinterlassen, und Matthias hatte sie zu lästigen Eigenheiten eines Erwachsenen erklärt. Nach dem Tod war alles Unbequeme verschwunden. Übrig blieb die Figur eines Soldaten, die man neben jeden beliebigen Slogan stellen konnte. Das Schwerste war nicht, dass die Organisation seine Trauer benutzt hatte. Matthias selbst hatte sich benutzen lassen. Er brauchte einen Sinn. Er brauchte einen Grund dafür, dass der Vater nicht zurückgekommen war. Ein zufälliger Splitter, ein falscher Befehl, der politische Wille anderer Menschen — all das war unerträglich. Viel leichter war: Er fiel für Deutschland. Dann wurde der Tod zu einem Preis und nicht zu einem Verlust. Matthias lag da und dachte, dass Menschen eine Ideologie manchmal nicht deshalb verteidigen, weil sie überzeugend ist, sondern weil sie ohne sie einen alten Schmerz noch einmal von vorn durchleben müssten. Dieser Gedanke erschöpfte ihn stärker als die Übungen für seine Beine. Als Lebedew kam, fragte Matthias:

„Wenn sich herausstellt, dass mein Vater umsonst gestorben ist — was soll ich dann tun?“

Andrej antwortete nicht sofort.

„Ich weiß es nicht.“

Matthias lächelte ohne Zorn.

„Natürlich.“

„Aber ein Mensch hat nicht umsonst gelebt, nur weil der

Grund, aus dem er starb, eine Lüge war."

Matthias sah ihn an. Der Gedanke war noch zu schwer, um ihn anzunehmen. Zum ersten Mal versuchte er jedoch nicht, ihn sofort zurückzuweisen. In einem der letzten Briefe hatte der Vater von einem russischen Lehrer geschrieben, den er in irgendeinem Dorf getroffen hatte. Der Brief war schlecht erhalten; ein Teil einer Zeile war vom Wasser verwischt. Friedrich nannte keinen Namen und erklärte fast nichts. „Heute habe ich mit einem Mann gesprochen, der vor dem Krieg Kinder unterrichtete. Wir verstanden einander kaum, aber offenbar ist die Müdigkeit eines Lehrers international. Er zeigte mir ein altes Schulbuch. Ich dachte, unter anderen Umständen hätten wir über Unterrichtsmethoden gestritten, statt uns in Uniform gegenüberzustehen." Matthias hatte diesen Absatz früher überlesen. Nichts daran war heldenhaft. Jetzt las er ihn immer wieder. Sein Vater war im Osten einem Menschen begegnet, der nicht in das Wort „Russe" passte. Genau wie Matthias Lebedew begegnet war. Die Wiederholung wirkte beinahe unheimlich.

„Warum hat er nicht mehr darüber geschrieben?", fragte Matthias seine Mutter.

„Wahrscheinlich hatte er Angst vor der Zensur."

„Oder vor sich selbst."

Die Mutter sah ihn an.

„Wie meinst du das?"

„Wenn man zu viel schreibt, muss man zugeben, dass der

Feind einem ähnlich ist.“

Sie schwieg lange.

„Vielleicht.“

Zum ersten Mal hörte Matthias dieses Wort von seiner Mutter, ohne dass es ihn ärgerte. Dann holte sie aus einer Schublade noch zwei Briefe, die sie ihm bisher nicht gezeigt hatte.

„Warum?“

„Nach seinem Tod warst du zu wütend.“

„Das sind auch meine Briefe.“

„Nein. Sie waren an mich.“

Matthias wollte widersprechen, hielt jedoch inne. Noch eine Grenze: Nähe gibt kein Recht auf alles. Die Mutter reichte ihm die Blätter von sich aus. In einem schrieb der Vater, er sei der Sätze über Deutschlands Schicksal müde. „Immer häufiger wünsche ich mir, Deutschlands Schicksal käme ein paar Tage ohne mich aus“, stand dort. Matthias empfand zugleich Erleichterung und Kränkung. Warum hatte der Vater ihm das nie gesagt? Warum hatte er den Sohn mit Becker und den schönen Worten allein gelassen? Dann begriff er, wie ungerecht die Frage war. Der Vater war an die Front gegangen, als Matthias noch ein Kind gewesen war. Vielleicht hatte er geglaubt zurückzukehren und das Gespräch später fortsetzen zu können. Der Krieg nahm nicht nur den Menschen. Er brach auch ein Gespräch mitten im Satz ab.

Jetzt musste Matthias es allein fortführen. Einmal, noch vor dem Krieg, hatte die Mutter ihn dabei ertappt, wie er ein Foto

einer Hitlerjugendkolonne aus der Zeitung schnitt. Er wollte es über seinen Schreibtisch hängen.

„Schön“, hatte sie gesagt.

Er freute sich.

„Ja.“

„Genau deshalb sei vorsichtig.“

Matthias verstand nicht.

„Womit?“

„Mit schönen Dingen, die dein Einverständnis verlangen.“

Er hatte die Schultern gezuckt. Die Mutter sprach selten über Politik, deshalb hatte er die Bemerkung nicht als wichtig behalten. Jetzt tauchte sie mit unangenehmer Klarheit wieder auf. In ihrer Familie hatte es keinen heimlichen Widerstand gegeben. Niemand hörte nachts verbotene Sender, versteckte Verfolgte oder druckte Flugblätter. Der Vater zweifelte und ging trotzdem zum Militär. Die Mutter hatte Angst und schwieg. Sie waren gewöhnliche Menschen — und genau das würde später zu dem schwierigsten Material für Matthias’ Nachdenken werden. Das Böse braucht nicht immer Fanatiker. Manchmal genügen ihm Millionen Menschen, die ihr gewohntes Leben nicht aufs Spiel setzen wollen. Doch so weit konnte der fünfzehnjährige Matthias noch nicht denken. Zuerst musste er sich etwas anderes erlauben: anzuerkennen, dass sein Vater zweifeln und dennoch gehorchen konnte. Das zerstörte die bequeme Einteilung in Helden und Feiglinge.

Am Abend bat er darum, den Goethe-Band

zurückzubekommen. Lebedew brachte ihn. Matthias öffnete den Vorsatz. Die Initialen des Vaters waren noch da. Auf einigen Seiten standen alte Fragezeichen, Unterstreichungen und kurze Bleistiftnotizen.

„Hast du die Randbemerkungen gelesen?“, fragte er.

„Einige.“

„Das ist privat.“

„Ja. Entschuldige.“

Matthias hatte sich schon darauf vorbereitet, ihm Taktlosigkeit vorzuwerfen, doch eine einfache Entschuldigung nahm dem Streit die Energie. Er fuhr mit dem Finger über eine Zeile seines Vaters: „Wer im Namen des Volkes spricht, wird dadurch noch nicht zum Volk.“ Matthias sah lange darauf. Er konnte sich nicht erinnern, dass der Vater diesen Satz je laut gesagt hatte. Zum ersten Mal war das Buch kein Denkmal für den Vater, sondern ein Gespräch mit einem Menschen, dem Matthias zu Lebzeiten vielleicht zu wenig zugehört hatte. Er schloss den Band und ließ die Hand lange auf dem Einband liegen. Der Vater antwortete nicht und würde nie wieder antworten. Auch das musste man annehmen: Kein gefundener Zettel würde einen Menschen vollständig erklären. Es blieben Bruchstücke, Widersprüche, Erinnerungen anderer — und die Pflicht, daraus kein bequemes Urteil zu bauen. Matthias war noch nicht bereit dazu. Aber zum ersten Mal begriff er, dass Bereitschaft keine Voraussetzung für den ersten Schritt ist.

Kapitel 6. Die letzte Mauer

Im Frühjahr 1945 hörte die Propaganda auf, den Sieg zu versprechen. Nun versprach sie dem Tod einen Sinn. Der Wandel geschah nicht an einem einzigen Tag. Noch im Winter sprach das Radio von neuen Waffen, Reservearmeen und einer Wende, die nach dem nächsten Schlag angeblich kommen werde. In den Zeitungen waren die Pfeile auf den Karten sauber und groß gezeichnet, sodass selbst ein Rückzug manchmal fast wie ein Manöver aussah. Eines Tages nahm der Geografielehrer in der Schule die Wandkarte ab und hängte sie nicht wieder auf: Die Frontlinien veralteten schneller, als man sie mit Kreide berichtigen konnte. Dann verschwanden die Versprechen einer neuen Offensive. Andere Wörter blieben: Pflicht, Treue, Ehre, Festung, Opfer. Matthias bemerkte es nicht sofort. Ihm schien, die Sprache sei dieselbe geblieben. Doch früher hatte man ihnen erklärt, warum sie siegen würden. Nun erklärte man ihnen, weshalb eine Niederlage nicht bedeuten dürfe, am Leben zu bleiben.

Becker rief die Jugendlichen immer häufiger zusammen. Zuerst fanden die Übungen auf dem Schulhof statt, dann in der Turnhalle, später im Keller, als die Luftangriffe häufiger wurden. Er sprach mit derselben Sicherheit wie früher, doch Matthias begann Kleinigkeiten zu bemerken, die ihm zuvor entgangen waren: Schweiß an den Schläfen, Hast, gereizte Ungeduld, wenn jemand eine zu konkrete Frage stellte.

„Wo sind unsere neuen Panzerverbände?“, fragte eines Tages Jürgen Scholz, einer von Matthias’ Kameraden aus der Gruppe.

Becker sah ihn an, als wäre die Frage beinahe unanständig.

„Sie erfüllen Aufgaben, über die ihr nichts zu wissen braucht."

„Aber die Russen sind schon ganz nah."

„Gerade deshalb muss jeder umso genauer seinen Platz kennen."

Die Antwort beantwortete nichts. Sie wurde nur fest genug ausgesprochen, damit alle schwiegen. Auf dem Schulhof stand ein langer Tisch. Darauf lagen Gewehre, Granaten und mehrere Panzerfäuste. Sie waren dreiundzwanzig Jungen. Der Jüngste war vierzehn, der Älteste sechzehn. Die reguläre Einziehung zum Volkssturm betraf formal Männer zwischen sechzehn und sechzig, doch in den letzten Kriegsmonaten wurden immer häufiger auch jüngere Angehörige der Hitlerjugend zur Verteidigung herangezogen. Vor Ort verschwammen juristische Grenzen schnell. Ein Gewehr fragte nicht nach dem Geburtsdatum. Der vierzehnjährige Karl Weber betrachtete die Panzerfaust fast ehrfürchtig.

„Kann man damit wirklich einen Panzer aufhalten?"

Der Ausbilder nickte.

„Wenn du nicht die Nerven verlierst."

Der Satz blieb über der ganzen Gruppe hängen. Nicht: „Wenn du richtig schießt", nicht: „Wenn du nahe genug herankommst", sondern: „Wenn du nicht die Nerven verlierst." Eine technische Fertigkeit wurde zur Charakterprüfung. Matthias begriff das erst viel später. Damals gefiel ihm die Klarheit. Hier die Waffe. Dort der Feind. Hier die Entfernung. Dort die richtige Handlung.

Nach Monaten beunruhigender Meldungen und wachsender Ungewissheit wirkte das beinahe beruhigend.

„Jedes Haus muss zur Festung werden“, sagte Becker. „Jedes Viertel zur Linie. Jeder von euch ist die letzte Mauer.“

Dreiundzwanzig Jungen richteten sich auf. Matthias ebenfalls. Die Angst kam am Abend, als er zum ersten Mal allein mit einer Panzerfaust im Schulflur stand. Die Waffe lehnte an der Wand neben dem Schrank, in dem früher geografische Karten aufbewahrt worden waren. Matthias streckte die Hand aus, berührte das kalte Rohr und stellte sich einen Panzer vor, der direkt auf ihn zufuhr. Wie nah man ihn heranlassen musste. Wie man nicht zurückwich. Wie man schoss. In der theoretischen Anleitung geschah nach dem Schuss nichts. In Wirklichkeit konnte der Panzer weiterfahren. Die Infanterie konnte das Feuer eröffnen. Man konnte daneben schießen. Man konnte es überhaupt nicht mehr schaffen, die Waffe hochzureißen. Über diesen Teil der Anweisung sprach niemand. Als Matthias fragte, wo man nach dem Schuss Deckung nehmen sollte, zeigte der Ausbilder auf einen Türdurchgang.

„Wenn du noch dazu kommst.“

„Und wenn nicht?“

Der Mann zuckte mit den Schultern.

„Dann hast du deine Pflicht erfüllt.“

Matthias nickte, als hätte er eine erschöpfende Antwort bekommen. In der Nacht schlief er lange nicht ein. Seine Mutter ging durch die Wohnung und packte Dinge in eine Tasche für

den Luftschutzkeller. Lotta saß auf dem Boden und zeichnete. Matthias reinigte das Gewehr, das er vor der Einteilung mit nach Hause nehmen durfte.

„Nimm das vom Tisch“, sagte seine Mutter.

„Warum?“

„Hier wird gegessen.“

„Das ist eine Waffe.“

„Das sehe ich.“

In ihrer Stimme lag keine Angst, sondern Wut.

„Du verstehst das nicht. Die Stadt muss verteidigt werden.“

Die Mutter sah ihn lange an.

„Vor wem?“

„Vor den Russen.“

„Und wer verteidigt dich?“

Matthias legte den Lappen gereizt hin.

„Ich kann mich selbst verteidigen.“

„Du bist fünfzehn.“

„Na und?“

„Nichts.“

Sie wandte sich ab. Dieses „nichts“ verletzte ihn stärker als ein Streit. Matthias wollte, dass seine Mutter stolz war. Er wollte hören: Du bist ein Mann geworden, dein Vater wäre stolz auf dich. Doch sie schwieg. Lotta fragte:

„Wirst du auf Menschen schießen?“

„Wenn es sein muss.“

„Und sie auf dich?“

Matthias erstarrte.

„Stör mich nicht."

Lotta sagte nichts mehr. Am nächsten Tag hörte die Schule endgültig auf, Schule zu sein. In der Turnhalle stapelte man Munition. Der Geografieraum wurde zum Verbandsplatz. An den Wänden hingen noch die Karten, doch zwischen den Schulbänken standen Kisten mit Verbänden. Im Flur roch es nach Kreide, Maschinenöl und Metall. Matthias ging durch das vertraute Gebäude und war stolz darauf, dass plötzlich alles ernst geworden war. Niemand verlangte mehr von ihm, lateinische Endungen zu lernen. Die Geschichte war ins Gebäude eingebrochen und hatte den Unterricht abgeschafft. Erst Jahre später würde er begreifen, wie leicht sich ein Jugendlicher von dem Gefühl verführen lässt, das gewöhnliche Leben sei vorbei und nun beginne das wirkliche. Becker verteilte die Stellungen.

Matthias bekam das Haus an der Kreuzung. Mit ihm wurden der Postbote Roth, der zum Volkssturm eingezogen worden war, und der örtliche Parteifunktionär Falk dorthin geschickt, den Matthias von Kundgebungen kannte. Falk trug einen guten Mantel und sprach lauter als alle anderen.

„Wir halten durch, bis Verstärkung kommt."

„Welche Verstärkung?", fragte Roth.

Falk sah ihn verärgert an.

„Befehl ist Befehl."

„Ich habe nach der Verstärkung gefragt."

„Die operative Lage geht Sie nichts an."

Innerlich stand Matthias auf Falks Seite. Roth erschien ihm wie ein unangenehmer alter Mann, der ständig nach Gründen zum Zweifeln suchte. Stundenlang bereiteten sie das Haus vor. Sie schleppten Möbel, suchten Verbindungen zwischen den Wohnungen und schlugen Teile einer Wand heraus, um die Stellung wechseln zu können. Matthias arbeitete gewissenhaft, beinahe mit Freude. Handeln war leichter als denken.

Am Abend begann der Beschuss. Falk sprach von Standhaftigkeit, solange noch andere dabei waren. In der Nacht verschwand er. Matthias wachte von der Stille auf und begriff zunächst nicht, was sich verändert hatte. Dann sah er die leere Stelle an der Wand, wo Falks Mantel gelegen hatte. Auch der kleine Koffer, den er ständig bei sich behalten hatte, war weg.

„Wo ist er?“, fragte Matthias.

Roth zuckte mit den Schultern.

„Weg.“

„Wohin?“

„Er hat keinen Zettel hinterlassen.“

„Er hat bestimmt einen anderen Auftrag bekommen.“

Roth sah ihn an, sagte aber nichts.

„Was?“

„Nichts.“

Matthias hasste dieses erwachsene „nichts“. Tagsüber schossen sie kaum. Sowjetische Verbände bewegten sich durch eine andere Straße. Manchmal hörten sie Motoren. Mehrmals pfiffen Granaten über das Haus hinweg. Matthias wartete auf

den Angriff und spürte, wie die Angst allmählich in Erschöpfung überging. Roth saß an der Wand und versuchte eine Zigarette anzuzünden. Seine Hände zitterten so stark, dass das Streichholz immer wieder erlosch.

„Hast du Angst?“, fragte Matthias.

Sofort bereute er die Frage. Roth bekam die Zigarette endlich an.

„Ja.“

„Ich auch“, wollte Matthias sagen.

Er sagte es nicht. Roth zog an der Zigarette.

„Mein Sohn war siebzehn.“

Matthias sah ihn an.

„Gefallen bei Königsberg.“

Matthias kannte die richtige Formel.

„Als Held gefallen?“

Roth drehte den Kopf. In seinem Gesicht lag etwas, das Matthias sofort begreifen ließ: Die Antwort war falsch.

„Als mein Sohn“, sagte Roth. „Er ist als mein Sohn gefallen.“

Matthias fand keine Worte. Nach einer Weile erzählte Roth, sein Sohn habe Tischler werden wollen. Er hatte kleine Modelle aus Holz gebaut. Mathematik schlecht gelernt. Angst vor dem Zahnarzt gehabt. Matthias hörte zu und fühlte sich unbehaglich. All das schien neben einem gefallenen Helden fehl am Platz. Ein Held musste stark, ernst und abgeschlossen sein. Roth gab seinem Sohn Kleinigkeiten zurück, als störte er absichtlich das schöne Erinnerungsbild.

„Er wollte leben“, sagte der Postbote.

Matthias widersprach:

„Das will jeder. Aber die Pflicht ist wichtiger.“

Roth sah ihn müde an.

„Wer hat dir das gesagt?“

Matthias spürte den vertrauten Ärger.

„Alle.“

Roth lächelte freudlos.

„Pass auf mit diesem Wort.“

In der Nacht ging er. Matthias wachte auf und sah, dass auch die zweite Matratze leer war. Auf einer Kiste lag Roths zurückgelassener Gürtel. Im Haus war es vollkommen still.

„Feigling“, sagte Matthias laut.

Er sagte es noch einmal, diesmal lauter.

„Feigling.“

Das Wort sollte alles erklären. Tat es aber nicht. Wenn Roth bereits einen Sohn verloren hatte und nicht wollte, dass seine Frau eine zweite Todesnachricht bekam — warum war das Feigheit? Wenn Falk als Erster verschwunden war — warum sollten ausgerechnet die Jungen bleiben? Wenn man die Stadt nur noch mit dem Tod von Vierzehn-, Fünfzehn- und Sechzehnjährigen halten konnte, was genau verteidigten sie dann? Matthias verscheuchte die Fragen.

Am Morgen erschienen sowjetische Soldaten auf der Straße. Und Matthias begann zu schießen. Beim ersten Mal zitterten seine Hände. Nach dem Schuss wurde es leichter. Er wechselte

das Fenster, wie man es ihm beigebracht hatte. Der zweite Schuss ging vorbei. Der dritte traf, glaubte er. Ein Soldat am Telegrafenmast setzte sich auf das Pflaster. Matthias empfand keine Freude. Er empfand Ruhe. Also war es nicht umsonst. Also war er echt. Also war Roth gegangen, weil er schwach war, und Matthias geblieben, weil er treu war. Mit jedem Schuss brauchte er diesen Gedanken dringender. Er schoss nicht mehr nur auf sowjetische Soldaten. Er verteidigte seine Entscheidung zu bleiben gegen den Zweifel.

Gegen Abend waren die Patronen aufgebraucht. Eine Explosion ließ einen Teil der Decke einstürzen. Ein Splitter traf Matthias in den Rücken. Ein Balken begrub seine Beine. Für einige Minuten verlor er das Bewusstsein. Als er wieder zu sich kam, prüfte er als Erstes, ob die Granate noch da war. Die letzte Mauer. So hatte Becker gesagt. Jetzt, im Lazarett, kehrte die Erinnerung anders zurück. Falk war gegangen. Roth war gegangen. Becker hatte vermutlich ebenfalls gewusst, dass die Stadt nicht mehr zu halten war. Die Erwachsenen sahen Karten. Hörten Meldungen. Wussten, welche Verbände zurückwichen und welche Straßen abgeschnitten waren. Sie besaßen all die Informationen, die dem fünfzehnjährigen Matthias fehlten. Und trotzdem hatten sie dreiundzwanzig Jugendlichen gesagt, sie seien die letzte Mauer. Lange lag er da und starrte an die Decke.

Zuerst versuchte er Becker zu rechtfertigen. Vielleicht hatte er geglaubt, was er sagte. Vielleicht war der Befehl wirklich notwendig gewesen. Vielleicht hatte es Verstärkung gegeben,

die nur nicht gekommen war. Vielleicht hatte Falk tatsächlich einen geheimen Auftrag erhalten. Vielleicht war Roth einfach feige gewesen. Matthias ging die Möglichkeiten durch, bis er müde wurde. Es brauchte zu viele „vielleicht“, um das alte Bild zu retten. Zum ersten Mal empfand er keinen Stolz darauf, geblieben zu sein. Er empfand Zorn. Nicht auf die Russen. Auf die Erwachsenen, die mehr gewusst und dennoch entschieden hatten, dass der Tod von Kindern würdiger sein könne als das Leben von Erwachsenen. Und dieser Zorn erschreckte ihn stärker als jeder Zweifel. Denn wenn Becker falschliegen konnte, dann konnte es mehr als nur einen falschen Menschen geben.

Am nächsten Tag war der Zorn nicht verschwunden. Im Gegenteil, er war ruhiger und dadurch schwerer geworden. Matthias ertappte sich dabei, auf Lebedews Kommen zu warten, nur um ihm alles auf einmal zu erzählen: von Becker, Roth, Falk, von den Erwachsenen, die mehr gewusst hatten. Doch als Andrej kam, sich wie gewöhnlich auf die Fensterbank setzte und fragte, wie es den Beinen gehe, schwieg Matthias plötzlich.

„Was ist?“, fragte Lebedew.

„Nichts.“

„Dafür ist dein ‚nichts‘ ziemlich wütend.“

Matthias wandte sich ab. Er hatte Angst, dass die Anklage, sobald er sie laut aussprach, nur zu einer neuen bequemen Antwort werden würde. Gestern waren die Russen an allem schuld gewesen. Heute Becker. Morgen ließe sich wieder jemand finden. Und der eigene Platz in dieser Geschichte bliebe

trotzdem leer.

„Wenn man mir eine Waffe gegeben hat, heißt das doch nicht, dass ich schießen musste“, sagte er schließlich.

Andrej antwortete nicht sofort.

„Nein.“

Matthias drehte sich gereizt zu ihm.

„Du könntest wenigstens einmal sagen, dass ich an nichts schuld bin.“

„Könnte ich. Aber es wäre nicht wahr.“

Die Worte trafen härter, als Matthias erwartet hatte. Eine heiße Welle stieg ihm ins Gesicht.

„Ich bin fünfzehn.“

„Ja.“

„Man hat mich ausgebildet.“

„Ja.“

„Man hat mir gesagt, es sei meine Pflicht.“

„Ja.“

„Was willst du denn noch?“

Lebedew sah ihn ohne Mitleid, aber auch ohne Vorwurf an.

„Nichts. Nur können zwei Dinge gleichzeitig wahr sein. Erwachsene tragen Verantwortung dafür, dass sie dich dorthin gestellt haben. Und du warst trotzdem der Mensch, der den Abzug gedrückt hat.“

Matthias umklammerte die Decke.

„Bequem.“

„Im Gegenteil. Unbequem.“

Das stimmte, und genau deshalb wollte er widersprechen. Einige Minuten schwiegen sie. Dann fragte Lebedew:

„Wann hast du zum ersten Mal gemerkt, dass du Angst hattest?“

Matthias lächelte spöttisch.

„Ich hatte keine Angst.“

Andrej sagte nichts. Matthias hielt vielleicht zehn Sekunden durch.

„In der Schule“, brummte er. „Als sie uns die Panzerfaust gaben.“

„Und was hast du gemacht?“

„Nichts.“

„Hast du es jemandem gesagt?“

„Natürlich nicht.“

„Warum?“

„Weil die anderen keine Angst hatten.“

Kaum hatte er es gesagt, hörte er selbst, wie dumm es klang. Karl hatte zu schnell nach dem Panzer gefragt. Jürgen hatte lauter gescherzt als gewöhnlich. Einer der Jungen war vor dem Antreten zweimal zur Toilette gerannt. Dem Ausbilder hatten beim Rauchen die Hände gezittert. Vielleicht hatten alle Angst. Jeder sah nur den geraden Rücken des anderen und versteckte den eigenen Schrecken. Dieser Gedanke war unangenehmer als jede Anklage. Wenn die Angst allen gemeinsam war, musste Becker keine furchtlosen Kinder erschaffen. Es genügte, ihnen beizubringen, sich für ihre Angst zu schämen. Matthias erinnerte

sich an seine Mutter, die verlangt hatte, das Gewehr vom Tisch zu nehmen. Damals war ihm ihre Bemerkung fast wie eine Beleidigung der Waffe vorgekommen. Jetzt hörte er zum ersten Mal etwas anderes darin: Sie hatte wenigstens den Küchentisch als einen Ort bewahren wollen, an dem er ihr Sohn und kein Soldat war.

Am Abend brachte Anna eine Schüssel mit warmem Wasser und bedeutete ihm, sich selbst zu waschen. Seine Arme wurden schnell müde, der Rücken schmerzte, Wasser lief über das Laken. Matthias wurde so wütend, dass er das Handtuch wegwarf.

„Nicht!“, sagte Anna scharf.

Er erwartete einen Tadel. Sie hob nur das Handtuch auf, legte es zurück und zeigte auf die Schüssel.

„Noch einmal“, sagte Anna und unterstrich die Worte mit einer Geste.

Der Sinn war nicht durch russische Worte klar, sondern durch die Geste und den einzigen deutschen Satz. Matthias nahm das Handtuch wieder. Plötzlich schämte er sich nicht für die schwachen Arme, sondern dafür, wie selbstverständlich er Mut nur dort gesehen hatte, wo Waffen im Spiel waren. Nach einem ungehorsamen Körper noch einmal zu versuchen, sich selbst zu waschen, war demütigender und schwieriger, als sich früher vor Becker gerade hinzustellen. Er schaffte es allein. Anna nickte, nahm die Schüssel und ging, ohne ihn zu loben. Matthias sah ihr nach und dachte, dass Erwachsene ihm vielleicht viel zu lange

nur eine einzige Art von Standhaftigkeit beigebracht hatten — jene, die auf Plakaten gut aussieht. Leben schien ganz andere Fähigkeiten zu verlangen. An die letzte Nacht vor der Einteilung erinnerte er sich wegen des Geruchs von Kaffee, den es eigentlich kaum gab. Seine Mutter hatte Ersatzkaffee aufgebrüht und ihm eine Tasse hingestellt. Er saß in Uniform da, das Gewehr lehnte an der Wand. Lotta war ins Bett geschickt worden, schlief aber nicht — Matthias sah den Lichtstreifen unter ihrer Tür. Die Mutter versuchte nicht, ihn zum Bleiben zu überreden. Das machte ihn wütend.

„Ist es dir egal?“

Sie hob den Blick.

„Wenn ich sage, du sollst nicht gehen — bleibst du dann?“

Matthias schwieg.

„Nein.“

„Warum soll ich dich dann bitten?“

„Weil du meine Mutter bist.“

„Gerade deshalb will ich die letzte Nacht nicht in einen Streit verwandeln, an den du dich später statt an mich erinnerst.“

Diese Worte verstand er erst nach dem Krieg. Damals glaubte er, die Mutter habe kapituliert. Sie holte den Schal seines Vaters hervor.

„Nimm ihn mit. Nachts ist es kalt.“

„Ich brauche ihn nicht.“

„Matthias.“

Er nahm ihn. Einige Minuten saßen sie schweigend da.

„Vater ist auch gegangen“, sagte Matthias.

Die Mutter schloss die Augen.

„Ja.“

„Dann muss ich auch.“

„Nein.“

Die Antwort kam so scharf, dass er zusammenzuckte.

„Warum?“

„Weil dein Vater keine Gebrauchsanweisung ist.“

Matthias sprang auf.

„Du beleidigst ihn.“

„Ich habe mit ihm gelebt. Du bist nicht der Einzige, der das Recht hat, sich an ihn zu erinnern.“

Er ging, ohne sich richtig zu verabschieden. Dieser Streit wurde zu einer seiner quälendsten Erinnerungen im Lazarett. In dem zerstörten Haus war er beinahe gestorben und hätte seiner Mutter als letzte Worte den Vorwurf hinterlassen, dem Vater nicht treu genug zu sein. Später würde Matthias begreifen: Ideologie kann sogar die Erinnerung einer Familie beschlagnahmen und ein Kind dazu bringen, einen Toten gegen den Menschen zu verteidigen, der ihn lebend geliebt hat. Die Erinnerung an den Schulhof kehrte nun mit Einzelheiten zurück, die ihm damals bedeutungslos erschienen waren. Karl, der sich viel zu schnell die Handflächen an der Hose abwischte, bevor er die Panzerfaust nahm. Jürgen, der so laut über russische Panzer scherzte, dass Becker ihm das Maul verbot. Ein Junge namens Fritz, der wegen Bauchschmerzen nach Hause wollte und eine

Stunde später mit geröteten Augen zurückkam. Damals hatte Matthias in jedem eine andere Schwäche gesehen. Jetzt ließ er zum ersten Mal die Möglichkeit zu: Vielleicht war es derselbe Schrecken gewesen, nur auf verschiedene Arten versteckt. Wenn das stimmte, funktionierte das System erstaunlich sparsam. Man musste Kinder nicht furchtlos machen. Es genügte, jeden Einzelnen davon zu überzeugen, dass die anderen keine Angst hatten.

Am Tag zuvor war ein weiterer deutscher Verwundeter in den Saal gekommen. Auf das Nachbarbett brachte man Wilhelm Hartmann, einen Infanteristen um die vierzig mit einem Durchschuss an der Schulter. Die Kugel war glatt hindurchgegangen, Lebensgefahr bestand nicht, doch den Arm trug er vorerst in einer Schlinge. Hartmann sprach wenig, schlief in kurzen Etappen und antwortete anfangs meist nur mit einem Wort. Matthias freute sich über den erwachsenen deutschen Soldaten stärker, als er zeigen wollte. Er hoffte, jemand, der die Front selbst erlebt hatte, würde endlich bestätigen, dass die Dinge nicht so eindeutig waren, wie die Russen behaupteten, und dass sich die alte Welt vielleicht doch retten ließ, ohne vollständig zusammenzubrechen. Doch Hartmann war zu müde für bequeme Antworten. Als er schon wieder sitzen konnte, erzählte Matthias ihm von den Jungen auf dem Schulhof.

„So ist es in jeder Armee“, sagte Hartmann.

„Was?“

„Fast alle haben Angst. Als Erwachsener weiß man eher, dass

Angst normal ist. Obwohl selbst uns das nicht immer hilft."

„Warum redet man dann von Furchtlosigkeit?"

Hartmann grinste.

„Weil ‚Handle, obwohl du Angst hast' zu lang für ein Plakat ist."

Matthias schwieg.

„Becker sagte, ein echter deutscher Junge kenne keine Angst."

„Dann kannte er deutsche Jungen schlecht."

Der Satz war komisch. Matthias lächelte trotzdem nicht. Plötzlich begriff er, wie viele Jahre er nicht gegen die Angst gekämpft hatte, sondern gegen die Scham darüber, Angst zu haben. Der Unterschied schien klein und zugleich gewaltig. Der Krieg ging nicht nur draußen zu Ende. Langsam hörte er auch auf, die innere Prüfung zu sein, die Matthias in jeder Minute bestehen musste.

Конец ознакомительного фрагмента.

Текст предоставлен ООО «Литрес».

Прочитайте эту книгу целиком, купив полную легальную версию на Литрес.

Безопасно оплатить книгу можно банковской картой Visa, MasterCard, Maestro, со счета мобильного телефона, с платежного терминала, в салоне МТС или Связной, через PayPal, WebMoney, Яндекс.Деньги, QIWI Кошелек, бонусными картами или другим удобным Вам способом.